

Gehrt Hansen.

Roman aus der Gegenwart.

Von

Robert Waldmüller.

Dritter Band.

Berlin, 1862.

Druck und Verlag von Otto Janke.



Gehrt Hansen.

Gehrt Hansen.

Roman aus der Gegenwart.

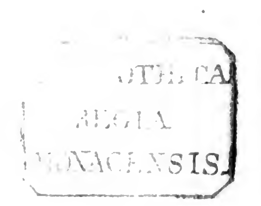
Von

Robert Waldmüller.

Dritter Band.

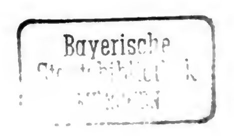
Berlin, 1862.

Druck und Verlag von Otto Janke.



Viertes Buch.

Nicht der Abend nur weinet
Um das Licht, das verlorne,
Auch der Morgen erscheinet
Weinend um's neu Geborne.
Fr. Rückert.



Erstes Kapitel.

Einer jener milden Lenztage, welche das welke Laub der Eiche endlich dem jungen Blättertriebe weichen lassen, neigte sich zu Ende, einer jener sanft befreienden Tage, deren leiser Hauch in manches Krankenzimmer Genesung bringt — oder auch schmerzlose Auflösung.

Seit dem frühen Morgen hatte die Sonne ihre Strahlen hinter einem Schleier von Nebelduft verborgen gehalten. Nirgends war das Blau des Himmels in seiner ganzen Reinheit zum Durchbruch gekommen, aber auch nirgends war das träumerische Ruhen der Natur durch einen Kampf zwischen Licht und Schatten gestört worden. Das junge Grün des Maulbeerbaums, der Ulme, der rankenden Rebe glänzte in gedämpften

Farben und vermählte sich ohne Zwang den dunkleren Schattirungen der immergrünen Cypresse, der Pinie, der Ceder, deren trüber Ernst bei hellem Frühlings-Sonnenschein so unversöhnlich mit den frisch sich belaubenden Bäumen zu streiten pflegt.

Auch die Vögel sangen in minder lauten Tönen; der Stieglitz, die Amsel, die Nachtigall, ja selbst der schmetternde Fink, hielten ihre lautesten Weisen zurück, als sei noch immer Morgendämmern, und die Lerche stieg so hoch in den bläulichen Duft empor, daß ihre jubelnde Frühlingsbotschaft kaum bis auf die Erde herabreichte.

So war der Tag in bräutlicher Verhüllung dahin gegangen.

Als der Westen sich endlich rosig färbte und der Wolkenschleier der hinabgesunkenen Sonne in lauter goldenen Feuerflocken auseinanderflatterte, standen zwei junge Künstler am offenen Fenster eines hochgelegenen Zimmers der Casa di Moustier und blickten, während sie sich leise besprachen, von Zeit zu Zeit über die Dächer und Essen der umliegenden Gebäude in die abendliche Beleuchtung der fernen Campagna hinaus. Sie besprachen sich leise in französischer Sprache, und nur wenn sie sich nach dem Hintergrunde des Zimmers

wendeten, wo neben einem verhangenen Bette ein junges Mädchen saß, redeten sie zu diesem in italienischen Worten.

„Lassen wir das!" sagte nach langem gedämpften Hin- und Herreden der Eine im pikardisch harten Dialect zu dem Andern; „selbst wenn er drauf geht, ohne daß wir aus seinem Irrereden herausbrachten, wohin sie verschlagen ward, selbst dann brauchen Sie noch lange nicht den Wittwerflor um den Arm zu knoten. Noch eine kurze Geduld, Freund, und Sie sind wieder kräftig genug, um noch einmal selber als treuer Blondel auf die Wanderschaft zu ziehen. Da wird Ihr gutes Ohr dann schon in irgend einem Burgverließ den Contra-Alt des melodischen Kindes erlauschen, und Ihr ritterlicher Arm die Prinzessin Sacré coeur de lion abermals durch die Bresche heben."

„Spötter!" gab der Andere mit trübem Lächeln zurück.

„Ich habe nicht gesagt, daß Sie die Bresche selber öffnen werden ... es könnte sogar vorkommen, daß Ihnen wieder ein paar herkulische Arme helfen müßten ... Und eben deshalb," setzte er, über die Achseln deutend, hinzu, „eben deshalb ist es hohe Zeit, daß

wir eine andere Kur mit unserem Phyloctet beginnen. Sophokleische Radicalmittel sind einmal unserer Gesittung nicht mehr angemessen. Wir dürfen den armen Tropf nicht seinem Schicksal überlassen. Also eine neue Kur, Freund Appelles, das Mädchen richtet ihn mit ihren Aderlässen noch zu Grunde."

„Aber welche Kur?" gab Brissac zurück. „Ich habe mich auf dieselbe Weise behandeln lassen müssen, und bin doch zuletzt wieder unter die Lebenden heimgekehrt. Die Fieber Italiens haben eben ihre Eigenthümlichkeiten. Kein Arzt behandelt seine Kranken hier zu Lande anders."

„Er war vor acht Tagen weiter als heute," sagte der Pikarde wieder, „wenigstens weiter als gestern und vorgestern, denn seit heute früh ist sein Auge doch wieder einigermaßen menschenähnlich. Aber Sie fragen, welche Kur ich meine? Nun denn: Frische Luft, Essen, Trinken, Tanzen und Küssen, wenn Sie wollen — vor Allem aber ein dreimal versiegeltes Futteral um die blutdürstige Lanzette der Samaritana!"

Ein tiefes Athemholen hinter den Vorhängen unterbrach das flüsternde Gespräch. Die vor dem Lager Sitzende erhob sich, um auf den Zehen nach dem Fenster zu gehen und es trotz der Einwendungen des

Pikarden zu schließen. Der Andere wich nachgiebig auf die Seite, aber nun er an seinem Stocke aus dem Wege zu kommen suchte, war es als strafe seine lazarethartige Erscheinung die kurz zuvor von ihm betonte Wiedereinbürgerung unter den Lebenden nahezu Lügen.

„Das Mädchen ist ein wahrer Doctor Bartolo!" zürnte der Pikarde. „Seit sie die Pflege übernommen hat, ist sie auf jedes Lüftchen eifersüchtig; ich wünschte Oudinot griffe lieber heute als morgen an; da hätte sie doch wieder Römer zu verpflegen und ließe unsrem Britten sein bischen rothen Lebenssaft. Si! Si! Signora Vampira!" lachte er zu Anita gewandt, welche ihm bei Nennung des Namens Oudinot einen finstern Blick zugesandt hatte. „E vero! Spart Eure Lanzette! Ihr werdet in den nächsten Wochen noch genug im eignen Lager zu schaffen haben!"

Anita's strenge Züge überflog eine zornige Röthe, aber sie biß die Lippen zusammen und wandte sich wieder nach der Seite des Kranken.

„Haben Sie gesehen?" lachte der Pikarde, indem er seine Stirn gegen die Scheibe lehnte, um seine gute Laune vor der Samaritana zu verbergen. „Himmel, hat sie heute brillante Farben! Per Dio! Ich begreife, wie Nero sich's nicht versagen konnte, Rom

in Flammen zu sehen. Er hatte Farbensinn, man sage was man will, und er liebte das Grandiose. Aber warten Sie, die Samaritana muß ihre bengalische Beleuchtung gleich noch einmal zum Besten geben ... wir wollen uns hier nicht für die Langeweile mit patriotischen Augenblitzen beschießen lassen."

„Seien wir nicht undankbar," wehrte der Andere ab. „Sie sorgt für unseren Kranken, sie pflegt ihn Tag und Nacht. Schonen wir dafür ihre empfindlichen Seiten."

„Das Pflegen, Freund Gleichmuth," warf der Pikarde ein, „das Pflegen ist ihre Leidenschaft. Ohnehin behauptet sie, bei dem Modellball durch ihn vor dem Erdrücktwerden gerettet worden zu sein. Sie pflegt ihn also seinetwegen, wenn nicht etwa ihretwegen, jedenfalls nicht uns zu Liebe."

„Aber aus Klugheit schon sollten wir Franzosen in dieser Zeit der Spannung und Erbitterung uns vor jedem herausfordernden Worte hüten. Gehen wir ihr aus dem Wege. Kommen Sie!"

„Soit!" stimmte der Pikarde leise trällernd bei und zog sich wieder in die Fensterecke zurück. „Uebrigens," fuhr er fort, „was die Politik betrifft, die Casa di Moustier gilt zum Glück für neutrales Gebiet. Als

man mich aus der Akademie relegirte, prophezeihte ich gleich dem Director, ihm werde es früher an den Kragen gehen als mir. Acht Tage darauf mußte Hirt und Heerde gen Hellas pilgern, mir aber krümmte Niemand ein Haar ... nicht einmal unser braver Lockenkräusler, er ist eben auch mit nach Arkadien gezogen."

Die Thür öffnete sich in diesem Augenblicke und ein junger schlanker Mensch, dem kaum der Bart zu sprießen begann, steckte das schmucke Köpfchen in's Zimmer. Er trug über ungewöhnlich vollem braunen Haupthaar den schwarzen niedrigen Kremphut der Bersaglieri, mit dem wehenden Roßhaarbusche, und ein kurzer dunkelgrauer Regenmantel verhüllte seine Gestalt abwärts von dem karmoisinrothen Halskragen des grünen Waffenrockes.

„Wie steht's mit dem Kranken, Signorina?" fragte er leise, indem er die knarrende Thür festhielt. „Wird er mich heute endlich sehen dürfen?"

Anita war aufgesprungen, um ihn am weiteren Eindringen zu verhindern. „Auch heute noch nicht, Signore," sagte sie, „die Fieberphantasien kehren zurück, so oft ich bestimmte Fragen thue. Schaut morgen oder übermorgen nach. Heute gebe ich's nicht zu."

„Und wenn es nun morgen zum Schlagen kommt, Signorina," wandte der junge Schütze ein, indem er, von Anita gefolgt, sich zum Rückzuge bequemte, „wie dann? Ich habe nicht Lust, im Nachtrab zu bleiben, und Ihr wißt hinwieder, die Franzosen geizen auch eben nicht, wenn sie in Blei zahlen."

„Zum Schlagen?" fragte Anita mit funkelnden Augen. „Wann? Wo, Signore? Ich glaubte, man werde mich wenigstens in dieser Woche noch nicht brauchen." Sie zog die Thüre hinter sich zu, damit der Kranke nichts höre.

„Vielleicht hat's auch noch gute Weile," antwortete der Schütze, „unser Oberst weiß selbst noch nichts Gewisses, obschon er mir nur diese eine Stunde Urlaub geben konnte ..."

„Nur eine Stunde, hm!" sagte Anita mit sachkundiger Miene. „Ihr seid noch zu jung und habt Manara erst am Ende des Feldzuges kennen gelernt. Sonst wüßtet Ihr ..."

„Nun, nun," unterbrach sie der Schütze, „laßt nur den Veteranenton, Signora Samaritana. Ihr seid kaum ein Jahr älter als ich, und Narben habe ich auch, vielleicht mehr als Ihr .. Weil Eure Schmarre zufällig im Gesichte sitzt, braucht Ihr Euch noch lange

nicht zu überheben. Wir sprechen uns schon noch wieder. Und damit Adio!"

Er wollte sich zum Gehen wenden, doch Anita hielt ihn bei der Mantelquaste zurück. „Laßt's gut sein, Signore!" sagte sie begütigend. „Wir kennen uns Beide noch nicht, und wenn Ihr's nicht gerne hört, so kann ich auch schweigen. Aber mit der einen Stunde Urlaub ist's schon, wie ich sagte, die hat was zu bedeuten. Hm! . . ." Sie stand einen Augenblick in Ueberlegung. „Mein Kranker wird nicht im Bette zu halten sein, wenn das Schießen beginnt," hob sie von Neuem an. „Das ist's, was mir Sorgen macht. Der jüngste Sogliani hat mir erstaunliche Dinge von ihm erzählt, er ist ein Patriot wie kein Anderer, und Sogliani meinte, der verdiene, daß er so gut gepflegt werde, als habe er mitten im Treffen unter uns gestanden."

„Hat Sogliani selbst ihn hierher gebracht?" fragte der Schütze. „Sogliani aus Mailand?"

„Er selbst, Signore. Der Kranke hatte schon in Terracina und Cisterna immer nach der Casa di Moustier gerufen. So brachten sie ihn denn im vollen Fiebertoben hierher — vor acht Tagen war's, gerade als ich in Mr. Amédée's Studio Modell stand. Nun,

der sowohl wie sein Freund haben ihn gut aufgenommen. Natürlich wollte ich ihn aber dennoch nicht ihren Händen allein überlassen." Sie sann einen Augenblick nach. „Was wird nur jetzt werden," sagte sie, „wenn's draußen zum Schlagen kommt?" Es schien fast, als habe sie selbst schon keine Ruhe mehr im Hause und wolle sich einreden, nicht sie, sondern der Kranke verlange hinaus.

„Um so weniger Zeit haben wir mit meiner Frage an ihn zu verlieren," sagte der junge Schütze. „Schaut doch einmal nach, ob er jetzt wacht."

Anita wollte in's Zimmer zurückschleichen; aber sie zögerte von Neuem. „Es wird nicht gehen," sagte sie. „Was sollte er noch wissen?"

„Sogliani schrieb mir," erklärte der Schütze, „ehe das Fieber zum Durchbruch gekommen sei, habe der Fremde von meiner Schwester geredet . . ."

„Und?" fragte Anita, „und?"

„Seit einem halben Jahre," antwortete der Schütze, „müßt Ihr wissen, bin ich ohne Nachrichten von ihr. Nun möchte ich morgen gern mit einem sorgenfreien Kopfe in's Treffen gehen . . ."

„Und da soll er Euch von ihr erzählen?" Anita schüttelte das Haupt. „Seit acht Tagen," sagte sie,

„bestürmt mich der Eine der beiden Franzosen mit einem Anliegen ähnlicher Art, ich sehe deutlich, wie meine Unwillfährigkeit ihn quält und martert. Aber ich habe über den Kranken zu wachen, und Niemand soll ihn mit solchen Fragen aufregen."

Sie hatte noch nicht ausgeredet, als eine matte Stimme im Krankenzimmer rief.

„Er ist erwacht," sagte sie und schlüpfte leise auf ihren Posten zurück. Aber schon war ihr der Pikarde zuvorgekommen, und ehe sie ihn bei Seite drängen konnte, hatte er den bis dahin festgeschlossenen Vorhang zurückgezogen. Mit rosiger Gluth drang das Abendlicht über die Lagerstatt. Geblendet wendete der Kranke das Haupt gegen die Wand. Aber ein leiser Dankruf schien dem wiedergewonnenen Lichte zu gelten.

„Wie schön!" stammelte er, „o wie himmlisch schön!"

Eine Zeit lang wagte selbst Anita nicht, die freundliche Helle zu dämpfen. Sie begnügte sich, zwischen dem Kranken und dem Fenster stehend, ihn vor dem allzugrellen Lichte und zugleich vor dem aufregenden Anblicke so vieler Gesichter zu schützen.

„Geht hinaus, Signori," flüsterte sie, hinter sich winkend, „ich bitte Euch, geht hinaus."

Amédée wollte Widerspruch erheben, aber Brissac wankte schon, auf seinen Stock gestützt, nach der Thüre, und so fügte denn auch der Pikarde sich nach kurzem Besinnen. Nur der junge Schütze säumte noch auf der Schwelle. Als Anita nach einer neuen Pause sich umsah, stand er noch mit der Klinke in der Hand und machte Zeichen, sie möge ihn nicht ohne alle Antwort fortschicken.

Das Mädchen zog den Vorhang wieder behutsam zusammen und schlüpfte dann auf den Zehen nach dem Schützen hinüber. „Noch kann ich ihn nicht fragen, Signore," sagte sie in halb ungeduldigem Tone. „Ihr seht es ja, wie matt er ist. Die kurze Zeit, die er jetzt vielleicht noch in meiner Pflege ausdauert, muß mit gutem Fleiße zu seiner Kräftigung benutzt werden. Aber wie war noch Euer Name, Signore?" setzte sie flüsternd hinzu, indem sie seitwärts blickend mit scharfem Auge die Mienen des Kranken bewachte; „ich nütze schon gelegentlich einen günstigen Augenblick, um nach Eurer Schwester zu fragen."

„Thut das!" sagte der junge Schütze. „Wenn ich auch nicht wieder Urlaub erhalten sollte, so bin ich doch leicht bei den Leuten Manara's zu erfragen, bis morgen Mittag sind wir jedenfalls im Quirinal auf

Wache. Ihr könnt mich also nicht verfehlen. Fragt nur nach Borgani!"

„Scht!" dämpfte Anita, und der Bruder Manuela's ging leisen Schrittes von dannen.

„Borgani?" wiederholte Anita, in's Zimmer zurücktretend und mit sich selber redend. „Was sagte man mir doch von der Schwester Borgani's?"

Aber sie ließ sich nicht zum Besinnen Zeit, denn der Kranke hatte, während sie mit dem Schützen redete, den Vorhang von Neuem bei Seite geschoben, und schaute unter seinen dichten Brauen mit dem suchend aufmerksamen Auge eines kaum noch dem Reiche wüster Traumbilder Entronnenen im Zimmer umher.

Das letzte Abendroth begann schon dem Dunkel zu weichen, doch hatte es noch eben Kraft genug, um die Züge der Samaritana erkennen zu lassen. Zum ersten Male, seit Gehrt in Anita's Pflege war, schien er nach diesen Zügen auszuspähen. Sie gewahrte es, und begegnete dem guten Zeichen wiederkehrender Geistesklarheit mit einem grüßenden Kopfnicken. Er lächelte und streckte ihr die matte Hand entgegen.

Als sie die Dargereichte ergriffen hatte, lächelte er noch eine Weile vor sich hin und schlief von Neuem ein.

Anita rückte lautlos einen Schemel an sein Lager und ließ sich, ohne ihre Hand aus der seinen zu ziehen, auf demselben nieder. Sie bewachte ihn mit unverwandtem Auge, so lange im Dämmerlichte noch ein Schimmer seines Gesichtes erkennbar war; dann lehnte sie das Haupt mit den schwarzblauen Flechten gegen das eiserne Lagergestell und überließ sich ihren Gedanken.

Nach wenigen Minuten aber fuhr sie plötzlich auf. Aus der Ferne tönte ein Klang, welcher die Bewohner Roms schon häufig in den letzten Tagen an den stündlich erwarteten Ausbruch der Fehde zwischen Roms Vertheidigern und seinen Drängern gemahnt hatte, der vom Monte Cavallo über die Stadt hinausgeblasene Hörner-Appell der Bersaglieri.

Die Samaritana hatte wie ein Schlachtroß beim Klange der Trompete aufgehorcht. Ihr Auge suchte in dem Dunkel nach den Mienen des Schlafenden. Sie meinte, es zuckte wie Kampfeslust um seinen Mund, sie glaubte, seine Hand presse die ihrige im ungeduldigen Hinausverlangen nach den draußen lockenden und werbenden Klängen; sie gedachte der Worte des jungen Sogliani und segnete den Schlummer, welcher der thatenlechzenden Seele des kranken Patrioten einen gestählten, dem Tode glücklich abgerun-

genen Körper zurückzugeben versprach. Sie hing Bildern von Sieg und Freiheit nach, bis das letzte Echo verhallt war, und nur das leise Athmen des Schlummernden noch zu ihrem Ohre drang.

Als aber dann die Nacht völlig hereinbrach, schweiften ihre Gedanken nach der Schwester Borgani's hinüber, deren Züge — sie ahnte es nicht — in dem dämmernden Geiste des Genesenden der halbbewußte Anblick des Zwillingsbruders wach gerufen hatte, und deren Hand — sie ahnte auch das nicht — der Träumende jetzt eben in der seinen zu halten glaubte.

Zweites Kapitel.

Als die Fürstin Benedetta vor wenigen Monaten im Herzen Roms den Hauptnerv der italienischen Revolution durchschneiden zu können wähnte, brannte das Feuer des Aufstandes noch von Palermo bis Venedig, und die Niederlage der Piemontesen in der Schlacht von Custozza hatte selbst auf dem Gebiete des Savoyers den Brand nicht gelöscht. Allenthalben glühte wenigstens der Funke unter der Asche fort.

Seitdem war Piemont zum zweiten Male auf dem Kampfplatze erschienen, um bei Novara von Neuem die Ueberlegenheit der habsburgischen Heere blutig zu empfinden.

Carl Albert dankte ab. Sein junger Nachfolger stieß das zerbrochene Schwert unwillig in die Scheide. Wo noch ein Widerstand fortgesetzt wurde, kämpfte

man um der Ehre willen, aber für eine unrettbar scheinende Sache.

Bald kam auch aus Sicilien die Unterwerfungs-Botschaft. Nicht minder unterlag Genua. Von dem gedemüthigten Piemont abgefallen, um Roms Republikaner zu unterstützen, hatte sich die Stadt der Doria und des Fiesco vergebens gegen La Marmora zu halten gesucht. In Toscana glitt Guerazzi, unter dem Nachdröhnen des Donners von Novara, von seinem Dictatorensessel herab. Das ewige Rom endlich sah Zouaven und Chasseurs d'Afrique von Civitavecchia heranschleichen, der Vortrab eines Belagerungsheeres von vierunddreißig Tausend Mann, welchem im Laufe der Zeit durch zweiunddreißig Feldgeschütze die zerbröckelnden Mauern der trotzigen Stadt geöffnet werden sollten.

Zugleich war der Spanier einmal wieder an den Gestaden desjenigen Landes ausgestiegen, wo noch aus der alten Zeit seiner Herrschaft der Don-Titel im Munde des Volks lebt, und Spanier und Neapolitaner — so weit hatte die Partei des entschiedenen Handelns im Palazzo Reale diejenige des Abwartens wieder überflügelt — unterstützten einander jetzt im gemeinsamen Bedrohen der Hügelstadt.

Im königlichen Schlosse zu Gaëta dagegen ruhte der Papst in unfreiwilliger Muße von den Regierungssorgen aus, während sein erster Page ihm auf Empfehlung des Königs beider Sicilien von den Annehmlichkeiten eines Aufenthalts in Portici vorplauderte, von wo aus der heilige Vater die Aschenstadt Pompeji besuchen, allda in den Thermen frühstücken und beiläufig auch die Stelle, wo Petrus landete, segnen könne — Alles in vollkommener Sicherheit und in zweckdienlicher Ferne von der ungerathenen Siebenhügelstadt.

Inzwischen dekretirte Mazzini in den päpstlichen Zimmern des Quirinals. Die junge Republik hatte die phrygische Mütze mit dem kriegerischen Helme vertauscht, und an ihren Hüften blinkte das Schlachtschwert. Auch der Namensvetter des apostolischen Nuntius, Garibaldi, war in der bedrohten Stadt. Nach Beendigung des lombardischen Feldzuges hatte er die Trümmer der italienischen Legion bis nach Rom geführt, und leitete jetzt die Vertheidigungsarbeiten nach der Seite von Civitavecchia, in der Nähe des wichtigen Monte Verde. Unter seinen Anordnungen erhoben sich die Außenwerke allmälig zu einer Art von Widerstandsfähigkeit und im Innern sperrten Barri-

kaden alle Hauptstraßen. Es gab sogar eine eigene Barrikaden-Commission, in welcher die Erfahrungen des Jahres 1848 mannigfache und bunt zusammengewürfelte Vertreter hatten, und wer nicht auf den Mauern thätig war, fand bei diesen Arbeiten vollauf zu thun.

Aber die voraussichtlichen Belagerungsdrangsale machten auch noch andere Maßnahmen nöthig. Hier gab es Verpflegungsstellen herzurichten, Vorräthe aufzuhäufen, Schießbedarf in bombenfeste Verwahrung zu bringen, dort neue Zuzügler zu mustern und nützlich zu verwenden, murrende Gastwirthe und bankerotte Vermiether zu überwachen, günstige Nachrichten zu verbreiten, ungünstige zu berichtigen, verdächtiges Gesindel einzuschüchtern, Eigenthumsvergehen summarisch zu bestrafen, die verborgenen Umtriebe der Papisten unschädlich zu machen und zugleich dem Aberglauben Schauspiele und Festaufzüge zu veranstalten — ja, stattliche Festaufzüge im Geschmack der Kirche selbst: die Puppe mit dem Rock voll Edelsteinen, der sogenannte Bambino von Ara Coeli, wurde in einer päpstlichen Kutsche spazieren gefahren.

Und wieder galt es unter den hervorragenden Befehlshabern und Volkstribunen kameradschaftliches Zu-

sammenhalten zu pflegen, den unfähigen Roselli vom Ober-Commando zu verdrängen, Bixio's feuersprühende Heftigkeit in Schranken zu halten, den Corpsgeist der Bersaglieri zu schonen und doch zu dämpfen, Manara, Dandolo, Morozini und viele unzählige Andere in ihrem theils patriotischen, theils ehrgeizigen Wetteifer vor Verfeindungen zu bewahren, auf einen Umsturz der feindlichen Regierung in Paris hinzuarbeiten, die Spanier, die Neapolitaner im Schach zu halten, und endlich die Todesstunde der Republik, wenn ja ihr Untergang nicht abzuwehren war, vor Anwandlungen der Schwäche und Feigheit zu behüten.

Dieses etwa waren die verjüngten Züge der ehrwürdigen Siebenhügelstadt. Selbst ein Kunstenthusiast wie Mr. Slow hätte über den Zerstreuungen des aufregenden Straßentreibens vergessen, daß die Kunstkammer der ganzen Erde hier, nach wie vor, dem suchenden Auge offen lag. Niemand fragte nach ihren Schätzen.

Die Nachmittagssonne des letzten April stand schon tief im Westen, als plötzlich die lange unheimliche Friedensstille den Stimmen des Krieges zu weichen begann. Schüsse dröhnten von Weitem herüber; hin und wieder klirrten die Fensterscheiben. Man begann

nach der Richtung zu fragen, man drängte sich um die Straßenecken, an denen Maueranschläge seit der Flucht des Papstes das Volk von jedem wichtigen Ereignisse zu benachrichtigen pflegten; man jubelte, verwünschte, klagte und jammerte. Ganz Rom war auf der Straße.

In dem hochgelegenen Krankenstübchen der Casa di Moustier lauschte Anita den lang ersehnten Klängen. Es war der erste Geschützdonner, welcher seit der Schlacht bei Custozza an ihr Ohr drang. Sie wollte hinab und hinaus. Sie hatte das Fenster weit aufgerissen und horchte, während ihr Auge mit bebender Wimper nach dem Ruhenden zurückspähte. Hörte er denn Nichts? Die Kissen mußten wohl den Schall dämpfen. Und doch — nein, hören mochte er's — gewiß, er hielt sich nur zurück, er war noch nicht stark genug, um ihrer Pflege entrathen zu können. Der Boden brannte ihr unter den Füßen. Ihr Herz pochte jedem dröhnenden Widerhalle laute Antwort. Sie suchte vergebens sich nach dem Bette zurück zu zwingen. Immer wieder trieb sie's an's Fenster und die milde Luft strömte heute in vollen Wellen bis nach dem Lager hinüber.

Endlich war auch Gehrt aufmerksam geworden.

Er horchte und wendete sich dann mit einem fragenden Blicke nach der unstät Umherirrenden. Tage waren verstrichen, seit sein Geist den träumerischen Wahn jenes Abends, in der Hut Manuela's zum Bewußtsein erwacht zu sein, in's Nichts verflüchtigen gesehen hatte. Er wußte, wer ihn pflegte, wußte, daß Manuela's Bruder damals auf der Thürschwelle gestanden hatte, und sein erster Gedanke galt jetzt, wo der Krieg seine blutigen Würfel zu schütteln begann, dem jungen Schützen.

„Hört Ihr, Signore?“ hatte Anita mit zitternder Stimme gefragt, denn die Worte waren wider ihren Willen über ihre Lippen geschlüpft.

„Wo ist Borgani?“ sagte Gehrt in unruhigem Tone.

„Borgani, Signore? Jetzt?“

„Wirst Du ihn herbeirufen können?“

„Jetzt, Signore? Ich wollte ihn ja gestern und vorgestern vom Quirinal herüberholen, als Ihr nach ihm fragtet, und ihn dann doch nicht mehr sehen mochtet. Jetzt ist die Legion wer weiß wo!“

Gehrt lauschte wieder. Er richtete sich im Bette auf. Anita wollte ihn beschwichtigen, aber sie deutete ihm doch nur von Neuem die Richtung der Schüsse,

sprach ihm doch nur von Borgani's wahrscheinlicher Betheiligung an dem eben begonnenen Treffen, von der schwachen Möglichkeit, ihn vielleicht noch auf dem Sammelplatze der Bersaglieri, auf dem Platze von St. Peter, zu finden.

„So schaffe mich dorthin," sagte Gehrt. „Ich muß ihn sprechen, hilf mir! Es wird schon gehen."

Anita's Herz pochte ungeduldig zustimmend, aber sie zwang sich zum Widerspruch. Nein, es konnte nicht gewagt werden, noch war der Genesende zu schwach. Sie weigerte sich, sie wollte um keinen Preis. Eine Weile dann schien das Verstummen des Geschützes ihn sein Vorhaben vergessen zu lassen. Aber wieder klirrten die Scheiben, wieder eilte Anita an's Fenster, wieder wuchs die Unruhe Gehrts und das sehnende Hinausverlangen. Wenn Borgani heute aus dem Leben schiede, wer machte die Versäumniß gut, welche die Botschaft der Schwester erlitten hatte? Vielleicht stürzte er sich eben aus Furcht vor den näher rückenden Neapolitanern in immer neue Gefahren, während ihm doch daheim schon Vergebung und freie Rückkehr ausgewirkt worden war. Gehrt prüfte von Neuem seine Kräfte. Die verdächtigenden Worte der

Lombardin tauchten einen Augenblick wieder vor seinem Geiste auf, um ihn in Unthätigkeit einzulullen; aber sie hatte ja sogar die Sorge Manuela's um ihren Bruder für eine Fabel erklärt, sie wußte ja nicht, oder wollte nicht wissen, daß wirklich der Bruder lebte und um die Schwester bangte, wie sie um ihn. Manuela's Bild begann mehr und mehr der entstellenden Züge baar zu werden, welche Gehrt aus ihrer Nähe verscheucht hatten. Eine grenzenlose Sehnsucht nach dem Zwillingsbruder des schönen Mädchens schlich sich in seine Brust. Er konnte den Gedanken nicht ertragen, ihn in den Tod gehen zu sehen, ohne ihm die Botschaft der Schwester überbracht, ohne in des Bruders Zügen noch einmal sich die ihren zurückgerufen zu haben.

„Komm!" rief er, „komm, Samaritana. Ich bin entschlossen!"

„Aber, Signore ..."

„Hilf mir, oder ich suche meinen Weg allein!"

„Aber carissimo Signore ..." sie lachte vor freudiger Ungeduld, und leistete schon Handreichungen, indem sie noch warnte und um sorgliche Vorsicht bat. „Ihr seid noch zu schwach, stützt Euch wenigstens auf mich! So, carissimo Signore, so! Nur aufgestützt, ich habe Kräfte wie ein Mann!"

Sie hing das Silberglöckchen um den Hals und drückte ihr bestes Schmuckstück, den zerschossenen Kalabreser mit der rothgefärbten Reiherfeder, auf die schwarzen Flechten; dann ging es treppab.

Unten füllte das Volk alle diejenigen Straßen, welche in der Tiberrichtung führten. Die tollsten Gerüchte summten durcheinander. Bald war der Papst schon wieder im Vatikan, bald hatten Manara's Bersaglieri die Franzosen in's Meer hineingedrängt, wo Marochetti sie mit Bootshaken vollends erschlug. Vor jedem Madonnenbilde lagen Knieende und beteten laut für Brüder, Gatten, Väter, Söhne oder Geliebte. Säumige Männer suchten in die Häuser zu kommen, um nicht von aufgeregten Weibern mit derbem Spotte zur Rede gestellt zu werden. In den Verkäufsläden standen Kinder als Verkäufer hinter der Zahlbank, und oft mußten die Käufer erst dem Verkäufer sagen, welche Preise bezahlt zu werden pflegten. Kuttenträgern und Geistlichen wurde mit grollenden Blicken nachgeschielt, oder es bat sie auch wohl Einer spöttisch um die Tabaksdose, wo denn Vorübergehende die Meinung einwarfen, im Lager draußen müsse das garstige Nasenkraut noch weit besser bekommen.

Als Anita und Gehrt die Engelsbrücke erreicht

hatten, fand die allgemeine Aufregung eben eine ableitende Zielscheibe. Ein hagerer Mensch mit einer Tonsur inmitten kurzen graubraunen Haares wurde als Kriegsgefangener eingebracht. Er trug die französische Chasseur-Uniform und war draußen mit der Pistole in der Hand ergriffen worden, wie er in italienischer Muttersprache die Franzosen anfeuerte und die Römer verhöhnte. Noch immer wehrte er sich in fanatischen Zornausbrüchen gegen die lärmend ihn umtobende Menge, bis ein plötzliches Gedränge das militairische Schutzgeleite sprengte und er im nächsten Augenblicke entseelt und halb unkenntlich über das Geländer der Brücke in den gelben Strom stürzte.

Anita's Arm hatte während dieses jähen Gewaltactes krampfhaft mit gezuckt. Ihre Augen leuchteten. Es war als habe sie's gelüstet, mit eigenen Händen an dem Unglücklichen Justiz zu üben. Dann, als der Weg wieder frei wurde, führte sie Gehrt stützend weiter. Nach einer Weile aber mußte von Neuem gehalten werden. Wagen mit Verwundeten, für welche auf dem linken Tiberufer Frauen aus den höchsten Ständen pflegende Aufnahme bereit hielten, füllten die ganze Wegesbreite. Der Kampf schien schon zahlreiche Opfer verlangt zu haben. Die Samaritana

benutzte die unfreiwillige Unterbrechung, um sich bei den leichter Blessirten nach dem Gange des Gefechtes zu erkundigen. Hier und da fragte sie vergebens, bei Andern wieder begegnete sie kameradschaftlichen Auskünften, und Gehrt sah nicht ohne Verwunderung, wie selbst ein paar ältere Militairs in auszeichnender Weise auf ihre Fragen eingingen.

Aber der Anblick der vielen Leidensgesichter wurde ihm bald unerträglich, und er ließ, während die Stockung noch immer fortdauerte, seine Augen über die Köpfe der ihn dicht Umdrängenden in die Ferne schweifen.

Auf dem höchsten Punkte des Castells St. Angelo flatterte die italienische Tricolore. Weiter seitwärts zimmerte man an den Pallisaden und schaffte die bisher auf die Stadt gerichtet gewesenen eisernen Geschütze aus den mächtigen Travertin-Schießscharten auf die entgegengesetzte Seite. Was entbehrlich war, kam auf Rädergestelle, um, wie es schien, nach den bedrohteren Punkten der Stadt hinüber gefahren zu werden. Alles war in rüstiger und rüstender Thätigkeit, und der gigantische Rundbau, von dessen unterm Mauerringe aus Benvenuto Cellini den Konnetabel von Frankreich erlegt zu haben behauptet, war wie ein Bie-

nenkorb belebt. Aber wer dachte heute, inmitten der drohenden Gegenwart, an den Konnetabel und an die Andern alle, die gleich ihm vor Zeiten an diesen Quadern die trotzigen Köpfe zerschellt hatten. Wer dachte der Standbilder, welche von diesem, jetzt des Marmormantels beraubten Colossal-Mausoleum Hadrians vor Zeiten auf die Gothen des Theodorich hinabgestürzt wurden?

Auch Gehrt musterte das buntbelebte Bild bald nur noch wie ein Träumender; das Treiben und Drängen und die ermüdende Frühlingsluft begann allmälig wie ein berauschender Trunk auf ihn zu wirken. Die mannigfachen Gestalten und Gegenstände verschwammen begrifflos vor seinem Blick, und als das endlich wieder vorwärts drängende Paar vor der verlassenen päpstlichen Residenz, vor dem Palaste von elftausend Zimmern stand, gewahrte er kaum mehr die ragende Kuppel der Peterskirche, noch die prächtigen Colonnaden des Bernini, noch den öden Vatikan selbst, vor dessen kunsterfüllten Räumen ihn seit Monden so oft gegraut hatte.

„Bleibt hier, Signore!" sagte Anita, indem sie Gehrt an eine der gewaltigen Säulen der Colonnaden lehnte. „Ich bringe Euch gleich Nachricht, wie es steht."

Ermattet sank der Alleingelassene auf den breit vorspringenden Fuß der Säule herab. Es war hohe Zeit zum Rasten gewesen. Aber er empfand nur Abspannung, nichts Fieberhaftes. Mit Wonne athmete er die frische Luft, mit Entzücken badete sich sein Auge in dem tiefen Blau des italienischen Himmels. Wieder trat das Bild Manuela's an ihn heran; er meinte von einer schweren Last befreit zu sein, seit er ihrer als einer nur Verleumdeten, nicht Schuldigen, gedenken konnte.

Eine Weile war verstrichen, als Anita wieder im Gedränge zum Vorschein kam. Ihre Augen blitzten, sie war ganz Begeisterung, ganz kriegerische Leidenschaft.

„Hast Du ihn gefunden?" rief Gehrt ihr entgegen. „Sind die da drüben nicht Bersaglieri? War er unter ihnen?"

„Wer, Signore? O, ich sterbe vor Ungeduld! Wenn ich nur mit hinaus könnte!" Sie sah sich nach der Richtung um, aus welcher die Schüsse herüber dröhnten.

„Und Borgani? Sahst Du Borgani?"

Anita schüttelte verneinend den Kopf. „Aber einen Kameraden von Custozzo sprach ich soeben," sagte sie,

indem sie Luft schöpfte. „Er kam gerade vom Thurme herab und hatte dem ganzen Kampfe von oben zugesehen. O, Signore, welch glorreicher Anfang! Die Villen Pamfili und Giraudi sind dreimal von den Unsern mit dem Bajonnet wieder erobert worden. — Ma, si, si!" bestätigte sie, als Umstehende sich mit andern Berichten herandrängten, „drei Mal, Signori. Ich kann mich auf meinen Gewährsmann verlassen, Signori, an die fünfhundert Franzosen sind in der Villa Valentini gefangen genommen worden. Die italienische Legion hat sich wie Löwen geschlagen!"

Sie schien abermals einen Kameraden erspäht zu haben, denn sie eilte plötzlich wieder fort, und Gehrt konnte ihr nur noch den Namen Borgani nachrufen. Sie winkte ihm zurück, und bald konnte er sehen, wie sie sich unter die noch unbeschäftigt harrende Abtheilung des Bersaglieri mischte, welche im Schatten der Säulenhalle standen.

Dieses Mal schien sie dem Bruder Manuela's nachzufragen. Ihr lebhaftes Auge forschte bald hier, bald dort umher. Aber nicht lange darauf vertiefte sie sich wieder mit dem ganzen Ernste eines alten Soldaten in die eingehenden Mittheilungen Solcher, welche ihr von früher her als tapfer und kundig im Gedächtniß

geblieben sein mochten. Dazwischen ließ sie den Wein einer ihr angebotenen Feldflasche mit Wasser mischen, und Gehrt sah mit immer wachsender Ungeduld, wie sie das Gefäß, während sie lebhaft redete, jetzt in der erhobenen Hand hielt, dann zum Trunke an die Lippen brachte, um sich im nächsten Augenblicke, ohne noch getrunken zu haben, durch eine neue anknüpfende Frage selbst wieder zu unterbrechen. Endlich schien sie sich wenigstens ihres Kranken zu erinnern. Sie eilte nach der Colonnade zurück und zwang Gehrts brennende Lippen, sich vor allem weiteren Redestehen an der kameradschaftlichen Labe zu letzen.

„Aber wo ist Borgani?“ fragte er, als sie nun von Neuem von dannen wollte.

„Verzeihung, Signore!“ sagte sie. „Ich vergaß! Borgani steht bei der Porta Cavaleggieri, zwanzig Minuten von hier ... wenn er nicht schon im Gefecht ist.“

„Willst Du mich zu ihm führen?“

„Euch? Ihr kommt nicht durch, Signore.“

„Auch nicht in Deinem Geleite?“

„Auch dann nicht, Signore. Die Wache, rechts von Barberini, läßt Niemand durch. Das Thor muß für die Wagen der Verwundeten frei bleiben.“

Aber Gehrt wollte sich nicht bescheiden. Er bat sie, dennoch auf ein Verbindungsmittel zu sinnen. „Du kennst meinen Auftrag an ihn," setzte er hinzu, „nur den wenigstens möchte ich ausrichten."

„Und glaubt Ihr wirklich, Signore," sagte Anita mit fast beleidigter Miene, „Borgani werde sich um dieser Botschaft willen schonen? Da denkt Ihr von den Leuten Manara's zu niedrig."

„Aber ich frage nicht nach der Wirkung," gab Gehrt zurück, „nur meine Versäumniß soll gut gemacht werden. Ich lasse Dir nicht eher Ruhe."

Anita sah ihn nachdenkend an. Dann blitzte es plötzlich wie ein leuchtender Gedanke über ihre Züge. „Ich gehe," sagte sie und drückte ihren Sturmhut fester auf die Schläfen. „Ich gehe auf der Stelle selbst."

„Du? Aber sagtest Du nicht ..."

„Mich läßt man durch!" fiel sie ihm in's Wort. „Ein Jeder in der Legion kennt die Samaritana."

„Du willst den Vorwand nützen, um Dich weiter vor zu wagen," rief Gehrt, indem er sie am Arme zurückhielt. „Schaffe mir einen andern Boten, Dich kann ich hier nicht entbehren."

Aber sie ließ nichts mehr gelten; alle seine Ein=

wendungen begegneten beredten Widerlegungen. „Und dann," sagte sie endlich, „daß ich's nur gerade heraus bekenne, ich ertrage es nicht mehr, müßig hier zu stehen. Ihr habt Euch so ziemlich erholt, Signore, Ihr könnt ohne mich fertig werden. Draußen aber auf den Verbandstellen ist eine gewandte Hand nimmer überflüssig, das weiß ich aus Erfahrung. Bleibt also hier, Signore, und wenn es Nacht wird, geht in den Seitengang drüben im Vatikan. Man hat dort Zimmer für Schwerverwundete hergerichtet. Nennt meinen Namen dort, man wird Euch mit verpflegen, und wenn das Gefecht vorüber ist, bringe ich Euch Nachrichten von Borgani, vielleicht gar ihn selbst."

Sie zog, ohne Gehrts Einreden weiter zu beachten, das Silberglöckchen aus den Falten ihrer Tuchjacke hervor, damit die Wache sie nachher als Verbandschwester erkenne, und entfernte sich dann nach kurzem Gruße in der Richtung der Porta Cavaleggieri.

Und wieder saß der ehemalige Verbündete der Fürstin Benedetta allein unter der fremden, leidenschaftlich bewegten Menge, diesesmal durch keine volksthümliche Bürgin seines Patriotismus bewacht und gesichert. Er mußte des plötzlichen Wuthausbruches gedenken, welcher den verkleideten Priester zu Boden

warf und in den Fluß stürzte. Ein einziger Mitwisser aus der Bande Cola's brauchte ihn zu erkennen und zu verrathen, und die Hyäne war geweckt, er ging als Spion zu Grunde.

Als er sich endlich auch mit dieser Gefahr vertraut zu machen gesucht hatte, erschreckte ihn eine Aehnlichkeit, ein Gesicht, das er kannte, und das ihm doch fremd geworden war. Es schwand im wogenden Gedränge vorüber, ohne daß es seinem Gedächtnisse auf eine bestimmte Fährte geholfen hätte. Und doch — das wollige Haar, die Blatternarben — es mußte der Irländer gewesen sein. Aber die Erscheinung war auch wieder so ganz anders, war so viel verwilderter, als der Kelly aus dem Salon der Lady Bronton ... die Aehnlichkeit blieb trotz jenen Merkmalen eine zweifelhafte.

Gehrt sann den möglichen Folgen einer Begegnung mit dem ehemals so leidenschaftlichen Nebenbuhler lange und gedankenvoll nach. Was war aus Arabella geworden, die Jener auch umworben hatte? Was aus Clarence? Wußte sie in diesem Augenblicke schon, daß Brissac lebte? — Er setzte sich ja in derselben Stunde zum Schreiben nieder, in welcher Gehrt ihm den Aufenthalt seiner Braut nachgewiesen hatte. — Und wenn

sie es wußte, war sie etwa schon auf dem Wege nach Rom? Mußte dem stechenden Blicke der Lady Bronton noch einmal Stand gehalten werden?

Er schauderte zusammen.

Aber vorüber zogen auch diese Nachwehen fieberhafter Schreckbilder. Tiefer schon stand die Sonne. Tausendfarbig glitzerten vor seinen Augen die sprühenden Wasserraketen der beiden St. Peters-Brunnen, und verstäubten über die bunt bewegte Menge ihre kühlenden Demanttropfen. Blau färbten sich die Schatten der mächtigen Colonnaden, goldgelb die lichtgesättigten Architrave und Kapitäle. Darüber der nebelfreie Himmel Italiens. Von Neuem durchströmte ihn ein wonniges Genesungsgefühl. Und von dem Redegeschwirre um ihn her, von dem eintönigen Plätschern, von dem unaufhörlich herüberrollenden Geschützdonner allmälig halb betäubt, halb eingewiegt, träumte er sich hinüber in ein glückliches Vergessen.

Drittes Kapitel.

Anita hatte Recht gehabt. Der 30. April 1849 war in der That ein glorreicher Anfang der Verthei-digung Roms. Was einen Monat später den ver-stärkten Angreifern gelang, und selbst auch da nur durch eine Verletzung des Kriegsrechts — Oudinot griff einen Tag vor Ablauf des Waffenstillstandes an — das wurde schon am 30. April versucht und strafte sich durch eine Niederlage.

Der rechte feindliche Flügel war bis in die kastell-artigen Villen Pamfili, Giraudi und Valentini einge-drungen, während der linke um den Monte Vaticano herum sich der Porta Angelica näherte.

Garibaldi sammelte zweitausenddreihundert Mann, Legionaire, Finanzieri und Studenten und entsandte

unter dem Schutze der Wallgeschütze den linken Flügel durch die Porta Pancrazio zur Festhaltung der Villen Corsini, Vascello u. a. Zugleich wandte sich der stärkere rechte Flügel durch die Porta Cavalleggieri nach den Höhen, welche der berühmte Park Pamfili bedeckt. Der Kampf war hitzig. Beide Gegner suchten, schon um des moralischen Eindrucks willen, in diesem Eröffnungs-Waffengange einander Achtung abzuzwingen. Endlich aber wurde die Verbindungslinie der Franzosen in solchem Grade bedroht, daß sie die gewonnenen Vortheile wieder aufgeben und gegen Abend sogar jene vom Petersthurme aus beobachteten fünfhundert Gefangenen der Villa Valentini in den Händen der Sieger lassen mußten.

Sechshundert Verwundete und Todte auf französischer und etwa die halbe Anzahl derselben auf italienischer Seite waren die Opfer dieses ersten Zusammenstoßes der jüngsten zwei Schwesterrepubliken des alten Europa.

Rom glaubte die Zeiten der Scipionen wiederkehren zu sehen. Die Nacht des ersten Mai fand alle Fenster der ewigen Stadt mit Freudenkerzen beleuchtet.

Minder siegesfroh brannten die Ampeln in den

Lazareth-Zimmern des Vatikans. Aechzen und Wimmern rief die pflegenden Schwestern bald hier, bald dorthin. Um einige Lagerstellen knieten weinende Weiber und Kinder; vor andern standen wartende Priester mit der verdeckten Monstranz, hier war das Amputirmesser in unausgesetzter Thätigkeit, dort wachte eine freiwillige Pflegerin mit krampfstillenden Mitteln an dem Bette eines eben von dem Arzte Aufgegebenen. Flüche gegen den Papst und gegen seine Verbündeten wiederhallten an den hohen Zimmerdecken. Trotzige Siegesrufe und Evviva's riefen Antwort. Neben einander gebettete Waffenbrüder reichten sich die Hände hinüber und suchten mit matter Stimme die Erlebnisse des Einzelkampfes einander deutlich zu machen.

Aber auch stillere Winkel gab es, wo nichts mehr vernommen ward und wo Haupt neben Haupt mit verglasten Blicken aus den rothbespritzten Decken hervorschaute, erlöst von den Mühsalen irdischen Ringens.

In einem dieser Winkel hatte man die Ampeln bis auf eine erlöschen lassen. Der Ort war friedlich und fast heimlich, verglichen mit den Räumen, wo Wehklagen und Jubeln, Jammern und Evvivarufe wahnsinnig durcheinander tönten und wo die Helligkeit

dem Auge jedes Muskelzucken und jede Schmerzgeberde grausam nahe rückte.

In diesem entlegenen Theile eines der größten Lazarethsäle lag ein Mädchen auf einer niedrigen Matratze, das Haupt gegen die Wand gekehrt. Zwei leichte rothseidene Decken, worauf ein goldgesticktes P. IX. zu erkennen war, verhüllten ihre Gestalt. Ein zerschossener Kremphut, auf die linke Brust gelegt, schien diejenige Stelle verbergen zu sollen, wo die Jacke um einer Wunde willen abgestreift worden war.

Auf einem schön geschnitzten, mit demselben päpstlichen Zeichen verzierten Eichenstuhle, dicht neben dem Lager der Verwundeten, saß Gehrt. Ein alter Augustinermönch stand abgewandt in einiger Entfernung. Er hatte ein Besteck mit chirurgischen Instrumenten in der Hand und schien die Ruhende mit einem letzten aufmerksamen Blicke zu beobachten. Dann trat er an ein anderes Lager.

Nach einer Weile stummen Ruhens begann die Samaritana leise vor sich hin zu reden. Gehrt erhob sich mühsam von seinem Sitze und beugte sich über sie.

„Willst Du nicht zu schlafen versuchen?" sagte er gedämpften Tones. „Der Pater empfahl die größte Ruhe."

„Ihr habt doch verstanden, wovon die Rede war?" seufzte Anita.

„Das habe ich; die Kugel sitzt nicht, wie sie sollte; Du mußt Dich in Geduld fassen."

Anita seufzte von Neuem. „Sagte er, Signore, ich dürfe mich nicht rühren?"

„Nur mit der rechten Seite," bestätigte Gehrt.

„Und wann versprach er sie herauszuschneiden?"

„Sobald ihr beizukommen sein würde. Schlafe, wenn Du kannst."

Anita holte mühsam Athem und schwieg.

Eine volle Viertelstunde lang war es wieder still in dem abgelegenen Winkel. Aber um so deutlicher klangen die Klagen und Rufe aus den anstoßenden Räumen herüber.

Dann begann die Ampel zu knistern und fesselte dadurch eine Zeit lang den unstät umherirrenden Blick der Ruhenden in der Richtung des einsamen Flämmchens. Bald darauf wurden neue, stille Genossen herbeigetragen und längs der Wand unter die blutbespritzten Decken geschoben.

Als die Träger sich wieder entfernt hatten, bewegte sich die rechte Hand Anita's in der Richtung des Stuhles und Gehrt öffnete die seinige.

„Ihr habt keine Fieberhitze mehr, Signore," sagte die Samaritana in leisem Tone. „Ich hatte ganz vergessen, daß Ihr krank waret. Euer Puls geht ruhig, Signore."

„Ich fühle mich wohl," antwortete Gehrt mit mühsam fester Stimme. „Wenn Du nur schlafen könntest!"

„Ich kann aber nicht."

„Und greift das Reden Dich nicht an?"

Anita stöhnte.

„Ich glaube sie eben zu fühlen," sagte sie, nach Luft schnappend. „Ohimé! Ohimé!" Sie biß die Lippen zusammen.

Und während einer weiteren Viertelstunde verrieth ihr kurzes, ungeregeltes Athemholen eine anhaltende Brustbeklemmung. Ihre Hand lag zitternd in der Rechten Gehrts.

„Armes Kind, arme Anita!" beschwichtigte er. „Geduld, der Arzt sagte voraus, daß die Kugel noch schmerzen würde. Aber eher, meinte er, sei ihrer nicht habhaft zu werden. Nur still gehalten! Nur ganz still gehalten!"

Anita zog die Hand aus der seinen und führte sie nach den Augen.

Als er sie wieder nahe fühlte, waren die Finger naß von Thränen.

Er preßte sie mit warmer Theilnahme. „Arme Anita!“ wiederholte er. „Wenn ich Dir nur helfen könnte!“

„Ihr thut's,“ stöhnte sie halb unverständlich und schwieg dann von Neuem.

Nach einer Weile wurde ihr Athem leichter und das Zittern hörte auf.

„Ich habe Euch nichts von Borgani gesagt,“ begann sie langsam. „Er ist von Eurer Botschaft benachrichtigt worden.“

„Ich danke Dir. O die unselige Botschaft!“

„Aber wie ich Euch prophezeite,“ fuhr Anita fort, „sie hat ihn unserer Sache nicht abtrünnig gemacht. Er hofft mit seinem Könige noch anders abzurechnen. Wenn's gegen Süden geht, ist er sicher dabei.“

Gehrt schüttelte traurig das Haupt. „Du wärest bei mir geblieben,“ sagte er, „wenn meine thörichte Ungeduld Dich nicht von dannen trieb. Ich werde mir's nie vergeben.“

Anita wollte antworten, aber ihre Stimme erstickte wieder unter einer Beklemmung und sie konnte nur mit der Hand beschwichtigend winken. Dann schluchzte

sie leise in sich hinein und fuhr mit der Hand nach der schmerzenden Stelle.

So verstrich eine lange Zeit, während die Ampel fortknisterte und aus den Nachbarsälen die wirren Laute herüberklangen.

Gehrt rang die Hände. Die Unmöglichkeit, Hülfe zu leisten, steigerte den qualvollen Anblick bis zur schneidendsten Pein.

Endlich beruhigte sich ihr Zustand und nach einer weiteren Pause suchte sie wieder nach seiner Hand.

„Er fragte neulich schon nach Paolo Falconi," begann sie mit matter Stimme von Neuem. „Sprach Euch die Schwester nicht von ihm?"

„Wer ist Paolo Falconi?"

Anita wendete den Kopf verwundert nach der Seite Gehrts. „Ihr seid ein Patriot und kennt den schwarzen Paolo nicht?"

Gehrts Wangen überflog ein gluthrother Hauch. Er blickte nieder.

„Paolo sitzt ja in dem Kerker von St. Elmo!" fuhr sie fort. „Besinnt Euch nur! Wer in Neapel kennt nicht den Paolo Falconi, den Aufwiegler der Kalabreser! Ich habe ihn bei Custozza selbst verpflegt. Er ist der kühnste Neapolitaner, den ich je sah. Nun?"

Gehrt schwieg. Der falsche Titel eines Patrioten, welcher die Samaritana zu ihrem Unglück an ihn gefesselt hatte, lastete wie ein schnöder Betrug auf seiner Seele. „Und wie kam Manuela dazu, von ihm zu wissen?" fragte er endlich zögernd.

Anita sah ihn mit einem noch verwunderteren Gesichte an.

„Sie sind ja doch Verlobte!" sagte sie kopfschüttelnd und wendete sich wieder gegen die Mauer.

„Verlobte?" wollte es über Gehrts Lippen. Aber der Athem versagte ihm und er sank wie zerschmettert gegen die Lehne seine Stuhles zurück.

Wohl eine Stunde verstrich, ehe sein Geist der Betäubung Herr zu werden vermochte. Immer klang das eine Wort in seine Ohren, immer wälzte sich der nämliche zu Boden drückende Gedanke in seinem Hirne hin und her, immer wähnte er zehnfache Schleier um seine Augen zu fühlen, Nebeldecken so dicht, so grauenhaft, als wollten sie ihn für ewig von Licht und Leben scheiden.

Endlich scheuchte das Erscheinen einer pflegenden Schwester, welche Anita's Wunde zu besichtigen kam, den Alp von seiner Brust.

Die Eingeschlummerte durfte aber nicht geweckt

werden. Sie blieb in der Hut der ablösenden Schwestern, und Gehrt entfernte sich mit dem Versprechen, am Morgen wieder auf seinem Posten zu sein. Müden Trittes, müderen Herzens schwankte er aus dem stillen Saale hinaus.

In den Nebenzimmern empfing ihn das wirre Stimmengemisch von vorhin. Aber er hörte es kaum und die Schmerzensgeberden um ihn her regten auch nicht eine Saite seines Innern an. Er beschleunigte seinen Schritt. Wo führte der Weg in's Freie? Ein langer Gang öffnete sich vor ihm. Er tappte hinein. Nach manchem unsicheren Tasten an's Ende desselben gelangt, sah er durch eine Glasthüre in den nächtlich düsteren Vatikangarten.

Er rüttelte an der Klinke. Aber das Schloß rührte sich nicht und er suchte seinen Weg tappend weiter.

Nach manchem vergeblichen Schritte stand er von Neuem still. Je weiter er in's Innere dieses labyrinthischen Baues eindrang, desto seltener wurden die Blicke in's dämmernd düstere Freie, desto undurchdringlicher wurde die Nacht ringsum.

Seine Sinne begannen sich wieder zu schärfen. Er lauschte zurück. Die traurige Nachtmusik der ge-

wonnenen Schlacht klang von ferne herüber. Sie mahnte ihn an Alles, was er vergessen wollte. Er floh noch einmal. Eine weiße Marmortreppe winkte, kaum erkennbar, in der Ferne. Er tappte bis zu dem Geländer vorwärts und lauschte aufmerksam von Neuem.

Immer noch die verworrenen Laute! Immer noch das Echo der letzten Worte Anita's! Er klomm die Stufen hinan. Und wieder irrte er weiter, durch dunkle Säle und Gänge, schon halb ein Träumender, schon halb ein Schlafwandler. Endlich wehte es ihm duftig lau entgegen. Er war an einen in's Freie führenden offenen Durchgang gelangt und athmete balsamische Nachtluft.

Der Himmel hatte sich völlig umwölkt.

Ganz von fern, vielleicht aus dem Lager des Feindes herüber, klangen die Rufe der Ablösungen. Etwas näher Gesang und fröhliches Gelächter. Aus den Lazarethräumen dagegen drang kein Laut bis hierher. Man konnte vergessen, wie grausam der gestrige Tag die Todessichel geschwungen hatte.

Aber Gehrts Sinne versagten ihm ihren Dienst. Schon verwirrten sich in seinem Hirne Traum und Wirklichkeit und während er sich in dem geschützten

Winkel eines dunklen, seitwärts offenen Raumes auf den Boden sinken ließ, schlossen sich die Augenlider, und Schlaf, der alte, ewige Tröster in Noth und Herzeleid, schüttete sein Mohnfüllhorn über ihn aus.

Viertes Kapitel.

In dieser Nacht, welche so manches Auge brechen sah, hätte man in und um Rom gar vielerlei unholde Geister in ungewöhnlicher Regsamkeit beobachten können. Kriegführende Geister vor Allem, die Einen im Rausche des Sieges, die Andern in dem ungeduldigen Verlangen nach Auswetzen der empfangenen Scharte.

Neben dem Schlafgemach Oudinots in Ostia di Malagrotta beschrieb, so heißt es, der Adjudant desselben ein Blatt über das andere mit versuchsweisen Triumphberichten für den Marseiller Postdampfer, aber immer, wenn der französische Commandant das stolze Bülletin eben unterzeichnen wollte, kam das dringende Verstärkungsbedürfniß wieder zur Sprache, von dem man doch nur bei eingestandener Niederlage

mit gutem Rechte reden konnte. Endlich überließ man die Lösung des Widerspruches dem Instinkte des Kriegsministers, und das Begehren um rasche Truppenzuzüge schloß sich unmittelbar dem rhetorischen Lorbeerzweige an, welcher das Bülletin durchduftete. Minder verblümt soll das Telegramm nach Gaëta gelautet haben, und die Hand des Nachfolgers Petri mochte zittern, als er die Depesche wieder zusammenfaltete.

Aber am dringendsten, sagt die Tages-Chronik, wurde der gen Rom auf dem Wege begriffene König beider Sicilien zum Vorrücken gemahnt, und die Fürstin Benedetta, welche den neapolitanischen Heerhaufen begleitet hatte, mochte schon jetzt in nächtlicher Weile mit den Einflußreichsten im Generalstabe Berathungen pflegen, um dem Zögern ein Ende zu machen.

Jenseits dieser die Straße zwischen Neapel und Rom sperrenden Lagerkette wären auch noch andere Wachende, wenn schon eben keine unholden Geister, zu entdecken gewesen, vor allem in einem Albergo der pontinischen Sümpfe. Aber sie wenigstens schürten keinen Krieg. Sie hatten Rom im Schutze des voraufziehenden Heeres zu erreichen gehofft. Jetzt hielt auch sie das allgemeine Zögern im Rücken der marsch-

kranken und kampfscheuen Nachzügler fest. Sorge und Ungeduld änderten nichts, und doch mußten die herüberdringenden Siegesgerüchte der Belagerten diese Ungeduld nur noch steigern, da es Rom zu erreichen galt, ehe die gereizten Franzosen Herren der Stadt waren.

Im Belvedere des öden Vatikans war der Schläfer inzwischen durch die Kälte seines steinernen Bettes geweckt worden. Er mühte sich vergebens, von Neuem im Schlafe Vergessen und Befreiung zu finden, — Befreiung wenigstens von dem Drucke, der auf ihm lastete. Der Schlummer ließ sich nicht zurückrufen.

Mit geschlossenen Augen lehnte Gehrt sich gegen die Wand. Ihm graute vor dem dämmernden Tage, ihm graute vor der öden Wirklichkeit, vor dem völligen zur Besinnung kommen.

Aber wenn er sich auch von der Außenwelt abschließen konnte, soweit der Vorhang des Augenlides reichte, drinnen auf der Bühne zwischen Kopf und Herz war der Tummelplatz nur um so schrankenloser, und was immer an quälenden Eindrücken und Erinnerungen über Nacht dort müßig geschienen hatte, richtete sich jetzt zu gespenstischem Treiben in die Höhe.

Manuela nicht mehr frei, Manuela die Braut

eines Mannes, dessen Unglück allein schon wie ein Cherub mit gezücktem Flammenschwerte vor ihrem Herzen Wache halten mußte, Manuela die Braut eines Gefangenen — nun erst wurde jeder Gedanke an sie, bisher von der wundergläubigen Stimmung einer liebeentzündeten Brust so sorglich gepflegt und gehütet, nun erst wurde er zum Frevel. Manuela mußte vergessen werden.

Aber wozu dann noch leben, klang es in ihm, wenn alles Besitzenswerthe auf Erden schon verschenkt und vergeben war? Wozu, von einer Täuschung kaum genesen, sich immer frischen Täuschungen in die Arme stürzen, immer von Neuem erstreben und ersehnen und immer von Neuem entsagen?

Der alte Dämon regte sich, der Spott gegen die sanften Herzensregungen, das Gefühl des Ausgestoßenseins, und mit diesem Gefühl das Gelüste nach Selbsthülfe, ja eben nach Frevel.

Er begann sich der feigen Halbheit anzuklagen. Warum — so höhnte es in seiner Brust — warum hatte er nicht die Gunst des Augenblicks genützt, um die schöne Neapolitanerin mit der ganzen Beredsamkeit einer mächtig auflohenden Empfindung zu gewinnen, sie sich für immer zu erringen? Thor er! Uebel-

voller und doch nicht Uebelkönner! Hochfahrender Pläne voll und doch nimmer zum kühnen Wagnisse bereit, wenn nun wirklich eine dunkle Hand ihm die Schwingen zum Fluge bot — um den Preis eines einzigen beherzten Wollens bot!

Er ballte die Faust und knirschte mit den Zähnen.

Und hatte es nicht wie Frohlocken um ihre Lippen gezuckt, als sie den Triumph ihrer Reize gewahrte? War sie nicht ein Weib und vor Allem ein Weib? Wollte sie nicht gefallen und in Verwirrung bringen, sie, die weit über das Maaß menschlicher Kräfte hinaus an den Schönheitsgaben des Versuchers trug, ein Kind, dem ein ganzes Liebesparadies von betäubenden Düften und Früchten in die eigene, sorglos lachende lachende Hut gegeben war!

Er bebte vor wildem Unmuth und seine erhitzte Einbildungskraft schmolz alle jene ehernen Schranken nieder, mit denen er selbst ihr Bild umzogen hatte.

Aber jemehr sie von der Höhe zu ihm herabstieg, je erreichbarer sie wurde, je näher die Verwandelte, die Entschleierte in die Kreise seiner wüsten Erregung trat, desto lauter wurde eine andere Stimme neben ihr, die beifällige Stimme der Fürstin, wie sie ihn ermunterte, spornte und anfeuerte auf der goldenen

Siegesbahn und ihm die strahlenden Preise zeigte, um deren Gewinnung er schon einmal in den Kampf getreten war.

Bald hörte er nur noch sie; verdämmernd schwand das Bild der schönen Zwillingsschwester in Nebel und Ferne, und mitten in dem geträumten Besitze der erstrebten Wonnen kam das Grauen der inneren Vereinsamung wieder über ihn, und der Schauder vor dem doch noch so festen Zusammenhange mit jenem unheimlichen Weibe.

Welch unlösbare Genossenschaft! Welch Band unzerreißbarer Art in der einen bloßen Thatsache, daß sie das Räthsel seines Lebens errathen, daß sie ihn aus dem Wahne des Kunstberufes aufgerüttelt hatte.

Er hielt inne. War sein Kunststreben denn wirklich immer ein Wahn gewesen? Wie oft, seit jenes grausame Wort über ihre Lippen kam, hatte er vor Allem dieses Wort wie einen schwärenden Splitter im Herzen zu fühlen geglaubt, wie etwas gewaltsam Eingedrungenes, etwas noch wieder Ausstoßbares. Aber freilich, spann er weiter, wie oft seitdem war in ihm schon von dem bloßen Nachhalle dieses Ausspruchs ein aufblitzender Funke künstlerischer Begeisterung verscheucht und ausgelöscht worden. War denn ein mäch-

tiger Trieb durch solch ein äußeres Gift zu brechen? Nein! Eine echte Künstlernatur hätte widerstanden. Nein, nur eine lange Täuschung war hier bloß gegeben worden. Nur eine solche Ursache konnte eine so verdörrende Wirkung erklären. Und dann — er versuchte die Oede dieser Erkenntniß trügerisch zu schmücken — wie kalt, wie todt, wie armselig doch am Ende das Kunstgelingen selbst, verglichen mit dem warmen und zündenden Leben, auf dessen Schwelle er gestanden hatte!

Er schüttelte sich, als wolle er die unlösbaren Widersprüche seines Blutes und Geistes, seines Wollens und Dürfens, seines Denkens und Thuns, als wolle er, was ihn in tausend Windungen umschlang, abschütteln und von sich schleudern. Doch es ließ ihn nicht los. Es hielt ihn in erdrückender Umschnürung. Es preßte ihm die Seele zusammen, daß er zu erliegen glaubte.

Endlich öffnete er, des peinvollsten Zwiespalts müde, die Augen. Der Boden, vom ersten Morgengrauen matt erhellt, war mit antiken Mosaikbildern bedeckt. Vögel und Fische von gemeiner Arbeit, vor zwei Jahrtausenden Stein für Stein mühsam zusammengefügt, farblos, verzeichnet, wie die Paläste und

Villen Italiens sie noch immer in Fülle aufbewahren.

Er ließ den Blick mit Gleichgültigkeit darüber hinschweifen, aber langsam genug, um seine bittere Ernüchterung doch an der Betrachtung noch zu weiden, sie seien vielleicht nicht besser und nicht schlechter als die im Munde der urtheilslosen Menge für Kunstwerke geltenden Schätze dieses Landes, denen er bisher so sorglich ausgewichen war, und deren von ihm selber früher angestaunten Nachbildungen sich seinem Gedächtnisse in dieser kunstentfremdeten Stimmung nur als frostige Zerrbilder der lebendigen Natur darstellten.

Er schloß die Augen von Neuem. Es war ihm, als habe er im flüchtigen Anschauen dieser Probe menschlichen Könnens doch am Ende Wichtiges und Brauchbares gelernt. So etwa mochten nach abermaligen Jahrtausenden die Werke, welche er selbst bisher zu Tage gefördert hatte, das Lächeln eines gewitzten Geistes herausfordern. Auch jene Vögel und Fische hatten ihrem armseligen Schöpfer vielleicht Träume von äußerem Ruhme und innerem Wachsthume vorgegaukelt, und während in der engen Werkstatt sein starrer Finger die kalten Steinchen mühsam

zusammenlas, hatten seine lebendigen Modelle draußen in Busch und Bach das warme Leben, das er versäumte, fröhlich ausgekostet. Auch jenes Werk war die hohle Frucht eines wer weiß wie hoch fliegenden Künstlertraumes gewesen, und wenn keine mitleidige Stimme ihn bei Zeiten wach rief, so ergraute und starb er vielleicht, ohne Anderes im Arme gehalten zu haben, als das fahle blutlose Phantom, dem er den Namen Muse gab.

Wach gerufen! Der Grübler ließ das Auge von Neuem am Boden umherschweifen, als wolle er sich gegen jeden eigenen Rückfall in das inhaltlose Kunst-Weben und Streben sicher stellen, als wolle er das Heimweh nach dem Fabellande, das auch ihn so lange in der Irre führte, mit den letzten Wurzeln ausreißen.

Seine Blicke begannen, immer noch am Boden säumend, lässig und theilnahmlos auch die übrigen Gegenstände seiner Umgebung zu streifen. Rechts und links waren niedrige Thürschwellen, über welche aus dem pavillonartigen Raume, wo er sich befand, der Weg in ähnliche Nebengemächer führte. Postamente, deren untere Verzierungen hier und da seinen Blick anzuziehen suchten, standen hüben wie drüben; auch

ihm gegenüber schien ein ganz ähnlicher Unterbau zu stehen.

Er vermied es, näher hin und höher hinauf zu schauen. Er wollte der Kunst auch nicht den mindesten Spielraum gestatten, um ihn von Neuem mit ihren Einflüssen zu umspinnen.

Aber nach einer Weile ertappte er sein Auge dennoch beim unbewußten Mustern eines am Boden liegenden Marmorbruchstücks. Es war ein Unterarm von unverständlicher Biegung, mit stark hervortretenden Adern und mächtig gestrafften Muskeln.

Er zwang den Blick, welcher bereits das Fehlende im Geiste zu ergänzen begonnen hatte, wieder auf die musivischen Vögel und Fische zurück, und suchte dann seine Gedanken auf das draußen seiner Harrende zu richten; auf das überlaute Treiben eines Krieges, dessen Ausgang ihm gleichgültig war; auf das Wiedersehen der Samaritana, die in diesem Augenblicke ihm in ihrer Hülflosigkeit fast wie eine drückend werdende Last vorkam; auf die Gefahr, erkannt und verhaftet zu werden; auf die noch schlimmere, sich zu irgend einem gedankenlosen Beginnen hinreißen zu lassen, nur um der marternden Unthätigkeit und Ziellosigkeit endlich zu entrinnen.

Aber während er noch mißmuthig grübelte, war das kunstverwöhnte Auge schon wieder seinem eigenen Wege nachgegangen, und ehe er noch mit dem quälenden Ausmalen der ihm bevorstehenden Möglichkeiten zu Ende war, hatte der Blick das mächtige Postament erklommen und hing jetzt, wie verzaubert, an dem gen Himmel gerichteten Marmorhaupte eines Schlangenumstrickten, in dessen Schmerzgeberde der Jammer des Vaters um die neben ihm erliegenden Söhne mit der Seelengröße des sterbenden Helden ergreifend zusammenklang.

In diesem Augenblicke zitterte ein erster Sonnenstrahl herein. Sein rosiger Schimmer durchglühte die schneeige Gestalt. Sie schien zu leben.

Der Bildhauer starrte das athmende Marmorbild wie entzückt an. Es war als lähme seine Glieder die plötzlich ihn überwältigende Nähe des furchtbar ernsten Kampfes; es war als glaube er in diesem Augenblicke in Wirklichkeit an das hörbare Pochen der Adern, an das sichtbare Zittern der Pulse, an das Wogen des Leibes im Anspannen neuer Kräfte, an das mitleidflehende gen Himmel Stöhnen des Vaters, der Söhne, ja an das zischende Züngeln des götterentsandten Ungethüms.

Und dann, während nach und nach, sein immer lebendiger erwachendes Kunstgefühl die fein innegehaltene Scheidelinie zwischen dem Ergreifenden und dem Entsetzlichen zu erkennen begann, dann öffnete er die Augen erst zu voller Sättigung, und es war, als verlängere er wissentlich die erschütternde Täuschung, in Bewunderung aufgelöst über die schwindelnde Höhe so übermenschlicher Leistung.

„Laokoon!" bebte es über seine Lippen.

Seine Kniee beugten sich, es falteten sich seine Hände.

Er holte tief und immer tiefer Athem. Seine Brust wollte die beengenden Kettenringe, die sie so lange umschnürt gehalten hatten, mit der kunstgefeiten Lebenslust selber sprengen, die ihm aus diesem Wunderwerke einer unwiederbringlichen Zeit entgegen wehte.

Und wohl durchströmten ihn Seelengenesungsschauer.

Mit dem Glauben an die Kunst, mit dem Glauben an das Schöne, das die Kunst als hundertblättrige Rose aus dem Stoffe erblühen läßt, und das dem Leben des Menschengeistes erst wahrhaft Duft und Farbenschmelz giebt, mit diesem welterlösenden Glauben schien ein frisches Blut in seine Adern zurückkehren zu wollen. Den goldenen Werth des Daseins und

seiner sonnigen Ziele, das Verlorene, das Verlernte, das in Nacht und Verzweiflung Abgeschorene, er sah es Alles wie gefestete Leuchten der Ewigkeit am Himmel seiner Zukunft wieder aufsteigen, und er jauchzte innerlich, daß der sehnend zum Idealen hinaufstrebende Zug aus seiner eigensten Natur so mächtig, so bis zum Schmerzen mächtig, empor schmachtete.

Dann aber senkte er das Haupt. Das dürstende Gefäß seines Gemüthes, so plötzlich mit überschwänglichen Segenstraufen gefüllt, schien unter dem Drucke zerspringen zu wollen. Das Uebermaaß verkehrte die Wonne in Weh. Was er aus dem ihm anvertrauten Pfunde gemacht, wie er es verwahrlost, wie er es von sich geworfen hatte — alle dunkeln klagenden Schatten eines verfehlten Lebens standen noch einmal gegen ihn auf, zeugten wider ihn und mahnten ihn schonungslos an die lange gehäuften Banden und Fesseln, die ein Aufflammen der Begeisterung wohl auf Sekunden vergessen macht, aber nicht für immer abstreift, mahnten ihn an den Abgrund, den er selber zwischen Einst und Jetzt aufgerissen hatte, und den hier weder Reue noch wiedergewonnener Glaube, nein, den allein die künstlerische That zu überbrücken vermochte.

So durchwogten die finsteren Mächte, denen er

angehört hatte, seine Brust; so stieg und sank in seiner Seele die Fluth des Hoffens und des Zweifelns im qualvollsten Wechsel; so kostete er wider Willen und mit der verschärften Empfindungsstärke eines eben erst von Genesungswonnen Durchschauerten, noch einmal den Inbegriff aller Bitterkeiten, die er je in Qual und Unmuth sich bereitet hatte.

Aber nach und nach wurden die betäubend in sein Ohr geklungenen Stimmen leiser, schwanden sie mehr und mehr in die Ferne; nach und nach wichen sie jener heiligen Stille, in welcher die scheu verhüllte Knospe des künstlerischen Gestaltungsdranges dem schöpferischen Werderufe entgegenbangt.

Und nun wurde es immer heller in seinem Innern, immer leichter hob sich seine Brust, nun wehte es ihn immer linder an, lockte und schmeichelte ihn immer unwiderstehlicher hinaus in Duft und Sonnenglanz und Maienschimmer, hinaus aus dem Heiligthum, wo er sich selber wiedergefunden hatte, hinaus in das neu ihm entgegenblühende Leben.

Und als er endlich draußen stand, unter dem weiten blauen Himmelsgewölbe, und als er aufathmend und Dankesworte stammelnd emporblickte, da

war es ihm, als sprudle plötzlich in Wahrheit der lange versiegt gewesene Quell in seinem Innern wieder auf, und seine Augen strömten von heißen Thränen über.

Fünftes Kapitel.

Die erste Hälfte des Blüthenmonats war in's Land gegangen und noch immer schmerzte die Brust der Samaritana, ohne daß die geschickteste Hand im ärztlichen Corps die dem Herzen zusinkende Kugel zu fassen vermocht hatte. Anita selbst hatte eine verstümmelnde Operation hinauszuschieben gesucht. Jetzt schien der günstigste Augenblick versäumt. Man mußte die Wunde vernarben lassen und hoffte der Kugel durch eine Seitenlage des Körpers ihren Weg vorschreiben zu können.

So schloß sich denn die Wunde und eine weitere Woche lang blieb die Samaritana geduldig auf ihrem Schmerzenslager.

Aber neue blutige Ereignisse draußen brachten neue

Aufregung und neues Hinausverlangen. Anita's Unruhe kehrte zurück; ihre Unthätigkeit drückte sie; nach und nach begann sie von ihrem Bette aus die Verpflegung der frisch in dem Saale Untergebrachten zu überwachen, bald saß sie sogar aufrecht auf ihrem Lager und endlich erhob sie sich ganz, um selbst wieder pflegend umherzugehen, matt und schwankend in den ersten Tagen, allmälig festeren Schrittes und bald entschieden wie zuvor.

Gehrt hatte sich während ihrer gezwungenen Rasttage allmorgendlich an ihrem Siegbette eingefunden. Er brachte frischere Luft mit, als selbst durch die hohen ausgehobenen Fenster der Lazarethzimmer hereinströmte, er brachte Blumen, die einzigen, die überhaupt in diese Räume zu kommen pflegten; er brachte vor Allem eine thätigkeitsfrohe Stimmung mit, die unter lauter wider ihren Willen Unthätigen wie die Seelengesundheit selber empfunden werden mußte.

Und empfunden hatte eben Anita diesen Gesundheitshauch bis in's tiefste Herz hinab.

Halbe Nächte lag sie wachend auf ihrem Lager, in unfreiwilliger Verempfindung seines Morgenbesuchs den Schlaf vergebens herbeirufend und ungeduldig dazwischen nach dem heller werdenden Osten schauend.

Dann warf sie sich wohl vor, daß ihre Gedanken nicht einzig und allein bei den Waffenbrüdern weilten, dann betete sie in ihrem Gedächtniß wohl die Neuigkeiten nach, welche während des Tages im Lazareth die Runde gemacht hatten: den glücklichen Streifzug in's Albaner Gebirge, die Versprengung der fünftausend Neapolitaner bei Palestrina, der Dreitausend des republikanischen Heeres, die steigenden Hoffnungen auf Garibaldi's Stern, die Klagen über Avezzano und Roselli.

Aber wieder war es ihr, als tage es im Osten und sie glaubte den Duft der frischen Blumen zu ahnen, welche Gehrt ihr an's Lager bringen würde, und meinte ihn von dem Plane zu dem Standbilde der „Opferwilligkeit" reden zu hören, durch das er ihren Geist zu zerstreuen versucht hatte.

Dann riefen die Seufzer und Schmerzenslaute der in ihrer Nähe liegenden Schwerverwundeten sie von Neuem mit ihren Gedanken in's Lager hinaus.

Die bei Ponte Molle unter Zelten lagernden Franzosen waren bei der neulich versuchten nächtlichen Allarmirung in einer so beneidenswerthen Zucht und Sicherheit gefunden worden, daß den ganzen Tag über ihres Rühmens kein Ende gewesen war. Wie lange

würde man einem so geschulten Heere gegenüber mit der buntgemischten Truppe Garibaldi's ausreichen? Sie machte sich sehr trübe, sehr kriegsverständige Gedanken und athmete erst wieder leichter, als sie der Marionetten-Komödie des Hauptmanns Ferrari gedachte, des possirlichen Lager-Puppenspiels, in welchem sich der erschreckte „Nudel-König" beim „Kardinal" Oudinot über die derben Schläge von Palestrina beklagt hatte.

Aber wie sie am Tage, während diese und andere Historien im Lazarethe umgingen, unablässig mit dem nach Westen gerichteten Blicke gefragt hatte, ob die Sonne nicht bald zu Rüste gehe, ob der Abendstern noch nicht durch die Fenster luge, ob die Nachtkühle nicht im Anzuge sei und mit ihr der Sang der Nachtigallen im Vatikansgarten, so fragte sie jetzt, wenn nach wenigen Stunden erquickenden Schlafes das Gedächtniß jene Tagesunterhaltung wieder herausgeben sollte, ob denn der schnalzende Rothschwanz und die trillernde Lerche noch nicht den Morgen, den ersehnten Morgen verkündeten?

Unbewußt war ein Gefühl in ihre Brust geschlichen, dem sie bisher in voller Kraft und Gesundheit nie eine Macht über sich zugetraut hatte. Die langen einsamen Stunden am Bette des Kranken mochten es

herausgelockt haben, aber Eingang fand es erst, als die Schwäche sie selbst auf's Schmerzenslager warf und als die männliche Härte ihrer Natur in die ersten weichen Stimmungen umschlug, welche so gern im Gefolge von Todesahnungen versöhnend über die gebrochene Kraft dahin zittern. Die durch Schicksale niedergehaltene weibliche Seite ihres Wesens begann ihre Rechte geltend zu machen. Ihre Hülflosigkeit lockerte das Band, das sie mit den Genossen früherer Gefahren verknüpfte. Sie gewahrte die Kluft, die sich zwischen dem Krieger und der in Noth und Drangsal ihm gesellten Jungfrau in dem Augenblick öffnet, wo sie verwundet und beistandsbedürftig auf dem Schlachtfelde daliegt und ihrer ganzen Schutzlosigkeit sich plötzlich schaudernd bewußt wird.

Je länger sie in jene Kluft hinabblickte, desto rathloser und einsamer fühlte sie sich. Ihre Gedanken hafteten, vielleicht zum ersten Male, seit sie den Künstlerkreisen wieder nahe gekommen war, in anderem Sinne an den Mängeln ihrer äußeren Erscheinung, als in denjenigen einer Untauglichkeit für diesen oder jenen künstlerischen Vorwurf. Schon ihr Vater — ein nicht gemeiner Maler — hatte das Knabenhafte in ihr gepflegt, und seine besseren Bilder stammten

aus der Zeit, da sie, am Ausgange des Kindesalters, noch durch ein paar zerfetzte Gewandstücke in jene italienischen Betteljungen umzuwandeln war, deren unerreichte Darstellung seinen Ruhm begründeten. Seitdem machte sein Flüchtlingsleben, das sie theilte, Verkleidungen Anfangs zur häufigen Nothwendigkeit, bald zur immer willkommenen Bequemlichkeit, und als sie nach seinem Tode bei Custozza in dem ersten beklemmenden Innewerden einer zu großen äußeren Aehnlichkeit mit ihren Waffenbrüdern zu den Kleidern ihres Geschlechts zurückkehrte — einzig nun auf sich selbst gestellt und durch keinen Vater mehr beschützt — da blieb ihr dennoch die männliche Haltung, die männliche Geberde, die männliche Miene, die männliche Bewegung. Und dann — auch die alten Freunde ihres Vaters, die Maler und Bildhauer Roms, zu denen die Verwaiste endlich wieder ihren Weg fand, nachdem in den Lazarethen von Custozza der letzte Verwundete das Zeitliche gesegnet hatte, — auch jene Künstler pflegten und verwertheten die Eigenthümlichkeit Anita's, und mehr als eine waffenumgürtete Clorinde glänzte unter den Zügen der Samaritana auf den Gemäldeausstellungen der Piazza del Popolo und mehr als eine verwundete Amazone eben daselbst mahnte die Eingeweih-

ten in gleicher Weise an das tragische Durcheinander von Schein und Wirklichkeit im bewegten Menschenleben.

Jetzt erst, in einsamen Stunden von dem Wunsche schön und liebenswürdig zu sein, beschlichen — sie wußte nicht warum, oder redete sich ein, sie wünsche nur zu dem Bilde der Opferwilligkeit ein weiblich anmuthigeres Muster bieten zu können — jetzt erst trug sie an ihrer männlich rauhen Seite wie an einem fremden, lästigen Panzerkleide. Je öfter der ersehnte Morgen wiederkehrte und mit ihr der theilnahmwarme Freund, desto sorglicher strählte sie ihr blauschwarzes Haar, desto behutsamer dämpfte sie den rauhen Klang ihrer Rede, zügelte sie die zu heftigen Bewegungen ihrer Arme und Hände, bändigte sie das herausfordernde Zurückwerfen ihres Hauptes, ohne doch dieser festgewurzelten Aeußerungsgewöhnungen völlig Herr werden zu können.

Aber warum, fragte sie sich, kam er täglich wieder, wenn sie ihn abstieß, wenn sie sich wirklich kaum von jenen anderen Verwundeten unterschied, von denen sich die pflegende Theilnahme längst zu Hülfsbedürftigeren gewendet hatte? Und wenn er selbst nur eine Dankschuld abtragen wollte, was hatten Andere von ihr empfangen? Sie konnte ihnen dann doch wohl kein

roher Kriegsgesell sein, und auch er mußte unter der rauhen Schale etwas Verwaistes, Heimwehkrankes ahnen, das da losgerissen wurde von seinen Ankern und nun im Sturme hülflos dahin trieb.

Dachte sie das Alles? Vielleicht flatterten die Anfänge solcher Grübeleien durch ihre Seele. Aber ihr ganzes Leben war zu sehr in äußerlicher Thätigkeit aus sich herausgewachsen, als daß sie stetig an einander zu reihen verstanden hätte, was doch gegliedert erst zu einem übersichtlichen Ganzen sich bilden ließ.

Nur daß mit jedem Tage sein Auge heller leuchtete, nur daß er täglich schöner wurde, täglich mittheilender, täglich gesundheitspendender, das meinte sie zu fühlen und das überdachte sie, — nicht immer ohne sich zu fragen, ob er das Nämliche wohl auch in ihrer Erscheinung lese und empfinde. Und dann — ja, in solchen Augenblicken einer Hoffnung, der noch Alles, bis selbst auf den Namen, fehlte, in solchen Augenblicken meinte sie sogar an Manuela Borgani denken zu können und doch den Puls nicht heftiger pochen zu fühlen.

Seit einer Woche war sie pflegend in dem Vatikan-Lazarethe thätig gewesen. Aber es verlangte sie hinaus in Luft und Freiheit, und was sie sonst in ihrer patriotischen Leidenschaftlichkeit spielend verrichtet

hatte, begann jetzt wie ein widerwärtiger Frohndienst auf ihr zu lasten. Schon hatte sie im Hinweisen auf das Elend um sich her dem gesundenden Freunde das Gelübde abgenommen, nicht eher zu den Kämpfenden hinauszuziehen, bis sie selbst ihn für völlig genesen erklärt haben würde. Schon begannen Krankheitsfälle, denen sie früher lange Tage und Nächte ohne Murren geopfert hatte, ja deren Behandlung sie sonst wohl gar als ihr ausschließliches Vorrecht in Anspruch nahm, ihr unüberwindlichen Widerwillen einzuflößen und sie verwies manche derselben an andere Pflegerinnen. Es war ihr zu Zeiten, als habe sie den Instinkt eingebüßt, der sie bisher in den schwierigsten Lagen leitete und das Rechte finden ließ. Sie fühlte sich unsicher und unlustig zugleich.

Endlich schien der Freund ihre veränderte Stimmung wahrgenommen zu haben, endlich — denn sie hatte täglich darauf gewartet, ohne doch reden zu wollen. Nun tadelte er, daß sie sich aufreibe; nun fand er die Krankenzimmerluft für ihre leidende Brust schädlich. Die Maienschönheit pries er, wie sie draußen die Campagna mit Blumen überschütte, er schilderte den entzückenden Farbenschmelz, in welchen die Wiesen und Waldgruppen der Villa Borghese prangten, er

malte ihr einen in der zerstörten Villa des Raphael jüngst verlebten Abend aus und ließ die reizvolle Idylle von der Fornarina und dem Meister aller Meister aus den verblassenden Bildern, welche die Villa noch schmückten, vor den berauschten Sinnen der jungen Römerin in phantastischer Farbenpracht aufsteigen.

An dem Tage, welcher diesem Morgenbesuche folgte, wollte ihr am Bette der Verwundeten der Athem vollends versagen. Gegen Mittag schon schwindelte ihr der Kopf in so hohem Grade, daß sie wieder eine Stunde lang auf ihrem Lager ruhen mußte. Es befiel sie die Angst, sie werde plötzlich sterben, ohne noch — sie wußte selbst nicht zu vollenden — ohne noch zu jenem Bilde ihm Modell gestanden zu haben? nein, nicht doch! das klang so roh, so anders als jene holden Stimmen, an die sie nicht zu glauben wagte, und die ihr dennoch in einsamen Stunden allnächtlich so traulich Liebes vorplauderten.

Als die Sonne sich endlich zu neigen begann, wurde Anita von einer unsäglichen Ungeduld ergriffen; sie hielt sich nicht länger, sie floh in's Freie.

Der junge Bersagliero, welcher vor der Thüre Wache stand, präsentirte das Gewehr. Sie erschrak beinah, so sehr war sie mit ihren Gedanken schon den

gewohnten Geleisen entfremdet. Dann als auch Andere und immer wieder Andere salutirten, verbarg sie das Glöckchen in den Falten ihres gestickten weißen Busentuchs und beschleunigte ihren Schritt, um unbeachtet aus der Lagerumgebung des Vatikans zu gelangen. Aber auch der Posten an der Engelsburg präsentirte und sie erinnerte sich erst jetzt, daß der durchschossene Hut auf ihrem Haupte sie verrathe.

Auf die Brücke gelangt, wollte sie die alte Siegestrophäe in den Strom hinabwerfen. Sie zog den Hut von den Flechten herunter und sah sich um, ob Niemand sie beobachte. Dann that es ihr doch um den treuen Kameraden leid. Sie knitterte ihn in der Hand zusammen und ging nun, weniger beachtet, weiter.

Die Stadt war wie immer seit manchem Jahrhundert zu groß für ihre Bevölkerung. Erst in den Gassen, welche nach dem Quirinal führen, wurde es lebhafter und immer lebhafter. Man wollte wissen, daß dem Triumvirat Berichte aus dem Gebirge zugekommen seien, Berichte von Verlusten schwerer Art. Man verlangte unverzügliche Mittheilung. Man schalt auf diplomatische Geheimthuereien, welche immer mehr einzureißen begannen.

Auf dem Platze des Monte Cavallo hatte das

Gedränge das Ansehen eines Aufruhrs angenommen. Die Menge stand Kopf an Kopf vor dem Posten des Quirinals und begehrte das Triumvirat zu sehen. Man hörte die Rufe Velletri und Valmontone und jeder dieser Orte sollte eine Schlappe des gegen die Neapolitaner von Neuem entsandten Heerhaufens bezeichnen. Endlich konnte Anita, welche sich im Schutze des steinernen Dioskurenpaars gehalten hatte, die Balkonthüre öffnen sehen, aus welcher Pio Nono wenige Monate vorher sein Dreieinigkeits-Programm: Non posso, non debbo, non voglio!*) dem Volke zugerufen hatte.

Ein Mann von mittler Größe, mit stark markirten Gesichtszügen, schwarzem Barte und Haupthaar und feiner blasser Hautfarbe, trat an das Geländer des Balkons.

„Mazzini" ging es leise von Mund zu Munde. Dann folgte Stille.

Er sagte nur wenig Worte, vielleicht das Nämliche, was er Tag für Tag unter ähnlichen Umständen zu sagen pflegte: daß jede, auch die schlimmste Nachricht, er versichere es von Neuem, fünf Minuten nach ihrem Eintreffen an die Thüre des Quirinals ange-

*) „Ich kann, ich darf, ich will nicht!"

schlagen werden solle. In Velletri, fügte er hinzu, habe der Bourbonen-König noch heute Morgen Maccaroni gespeist. Vielleicht werde er noch einmal diese Hauptaufgabe seines Lebens dort verrichten. Aber der ruhmbedeckte Führer der tapfern Befreiungsschaar habe den Bewohnern Velletris angedeutet, daß binnen vierundzwanzig Stunden kein Neapolitaner mehr in ihre Kochnäpfe gucken werde.

Ein allgemeiner Jubelruf dankte der beruhigenden Meldung. Mazzini trat zurück und Anita sah die Menge nach allen Seiten sich verlaufen. Jeder ging wieder an sein Geschäft. Die Samaritana blieb unschlüssig stehen. Was war ihr Geschäft? Wohin rief es sie?

Nach einer Weile rathsuchenden Umherblickens setzte sie sich auf einen der Steine, welche das Dioskurenpaar umstehen.

Sie hatte sich kaum niedergelassen, als sie sich in schlechtem Italienisch von einem blatternarbigen Manne angeredet sah, der ihr nicht unbekannt war, obschon sie ihn nur einmal gesehen hatte. Sein wüster Anblick erschreckte sie.

„Ich kenne Euch nicht, Signore," sagte sie abweisend, „was wollt Ihr von mir?"

„Nicht?“ wiederholte der Andere. „Die Geschäfte müssen gut gehen, wenn ein Modell so redet. Aber freilich, Du siehst mir wohl an, daß es gewöhnlicher Straßen- und nicht Gold- noch Marmorstaub ist, was hier sitzen blieb.“ Er blies über seinen Aermel und lachte spöttisch. „Mit der Kunst, will ich Dir nur sagen, ist heute nichts zu machen. Ich habe Barrikaden mit gebaut, Schatz. Nun? Wirst Du jetzt minder vornehm thun?“

„Ich stehe nicht für Jedermann Modell,“ sagte Anita, bei dem Worte Schatz den Kopf verächtlich in den Nacken werfend, „und noch viel weniger stehe ich Jedermann Rede. Geht Euern Weg, Signore!“

Der Irländer zeigte die Zähne, aber es war kein Lachen, wie sehr sich auch der Mund dazu verzog.

„Ich bin neulich Jemandem früh Morgens auf dem Wege nach dem Vatikan-Lazareth begegnet,“ sagte er, in seinen schnarrenden Ton zurückfallend, und es war als wollten seine schwarzen Augen ihr bis in's Herz schauen. „Seitdem habe ich ihn auch bei einem Gange durch die dortigen Pestsäle an Deinem Bette sitzen sehen. Er war wohl Dir zu Liebe mit krank? Man sieht ihn wenigstens nirgend wo anders. Freilich, man sagt, er habe auch Ursache, sich zu verstecken.“

„Ich verpflegte ihn im Fieber, Signore," sagte Anita, roth vor Unmuth und doch nicht besonnen genug, um den Lästigen durch Schweigen zu ermüden. „Wenn Ihr besser nachgeschaut hättet, Signore, so wüßtet Ihr, daß er nur eine Stunde Morgens mir Gesellschaft leistete und daß er seit dem Fieber in der Casa di Moustier wohnt, nicht aber im Lazareth."

Der Fremde lachte diesmal wirklich, aber Anita durchschauerte es bei diesem Lachen, und ihr war es, als habe sie einem Diebe verrathen, wo ihr Gold bewahrt liege.

Er schaute eine Weile mit unheimlichem Ausdruck in's Leere. Dann knöpfte er den abgenutzten Rock bis an den Kragen zu und ging in lautem Selbstgespräch von dannen.

Anita bemerkte erst jetzt, daß ihre Brust wieder heftig zu schmerzen begonnen habe. Sie stützte den Kopf in die Hand und seufzte. Es kamen Todesgedanken und redeten ihr von Sterben und Vernichtung, dazwischen auch — denn die Bangigkeit dieser Gedanken war keine kleine und all ihr männlicher Muth versagte in diesem Augenblicke — dazwischen auch von Gnadenversagung und ewiger Verdammniß. — Und endlich überströmten heiße Thränen die Wangen der

Einsamen; sie meinte, ihr letztes Stündlein habe geschlagen.

Aber die Beklemmung ließ nach beängstigendem Drucke noch einmal nach, und von Neuem trieb die Unruhe sie auf und ziellos weiter.

Sechstes Kapitel.

In der Casa di Moustier war inzwischen seit mancher Woche jenes schaffensfrohe Kunstleben im Gange, dessen Wiederschein Gehrts Mienen täglich heller und wohlthuender durchleuchtete und dessen Stimmungsfrische seinen Besuchen am Krankenbette der Samaritana einen für diese so schmeichelnd bethörenden Reiz gab. Schon an jenem Tage, da er im Anschauen des Laokoon sich selbst wiederfand — im Anschauen des Wunderwerkes der Kunst, wie es Michel Angelo nannte, „der höchsten Schönheit im höchsten Seelen- und Körperschmerz", wie es seitdem treffend umschrieben worden ist — schon an jenem Tage trug er sich mit der dunklen Ahnung eines künstlerischen Vorwurfs, der ihm die volle Erlösung zu bringen im

Stande sei. Nach und nach wurde die Spur deutlicher. Er empfand mit wachsender Gewißheit, daß im Grunde seiner Seele ein Kunstwerk ruhe, in welchem alles Ueberstandene sich sammeln, festigen und mit den letzten Wurzeln aus dem durchgewühlten Boden seines Gemüths abtrennen lassen werde — eine Leidensgeschichte erschütternder Art, aber niedergeschrieben mit genesender Hand.

Und immer ruhiger wurde es in ihm. Unverlierbar lag das nie geschaute Bild da, er fühlte, er wußte, daß es da war, ob er gleich noch nicht den Schleier zu heben vermochte.

Dann begannen, als wollten sie gefestete Schneefirnen frei geben, die Nebelhüllen sich zu bewegen. Sie wogten, sie schwebten hin und her, sie theilten sich — und endlich, endlich gab die gestaltende Seele ihr holdes Geheimniß preis.

„Orest!" stammelte seine Zunge. „Orest! Ja das war es!"

Und vor dem inneren Blicke des Bildners lag, aufathmend am Altare des Apollo hingesunken, der Umhergetriebene, der Furiengepeitschte, der Mitleidflehende, der vom Mitleid Erhörte, die empor gerichtete Stirne wie verklärt vom Erlösungskusse der Götternähe.

Von dieser Stunde an hob sich die Brust des Kunstentzündeten freier, mächtiger, daseinsseliger. Von dieser Stunde an fühlte er sich als geweihtes Werkzeug einer Kraft, die höher als das gebrechliche Wesen, in welchem sie waltete, ihre Wunder zeugt, wo immer ihr göttlicher Same die rechte Furche fand. Von dieser Stunde an schuf er in stiller Begeisterung, das klare Bild untrüglich vor der glühenden Seele, schuf er fort und fort, ohne zu irren, ohne zu ändern, ohne zu bessern, ohne zu ermatten, geistige Genesung trinkend mit jedem Athemzuge, schuf er fort und vollendete, was er begonnen hatte, stummen Mundes, aber danküberströmenden Herzens.

Und nun es heraus war, nun es greifbar und formgeworden vor ihm stand und für ihn zeugte, nun begannen die Werke früherer Geschlechter erst zu ihm zu reden, wie der Meister zu seines Gleichen spricht. Nun konnte er, ohne verwirrt zu werden, die Wunderschöpfungen des Vatikans auf sich wirken lassen. Nun konnte er sich neidlos versenken in das Unerreichbare, in das nimmer der Kunst wieder Abgerungene, in die Blüthenspenden einer staunenswürdig sammlungsfähigen Zeit. Nun konnte er sich im liebenden Erfassen und Durchdringen des Fremden der großen Kunstge-

meinschaft bewußt werden, die, über das Werk des Einzelnen hinaus, auf das ewige Ringen des Menschengeistes nach dem Vollkommenen deutet und jedem ihrer Genossen, statt des welkenden Beifallskranzes der Tageserfolge den Bruderkuß der Besten aller Zeiten entgegenbringt.

So entwand seine Natur sich allmälig den letzten Schlangenringen, die ihn eingepreßt gehalten hatten.

Er war schon manchen Tag unter den Schätzen der ewigen Stadt genießend, sammelnd, prüfend und bewundernd umhergewandelt, als er, am Nachmittage jener Begegnung zwischen Kelly und der Samaritana, von einem solchen Gange heimkehrend, auf der Steintreppe der Casa di Moustier seine Pflegerin gewahrte. Sie hatte ihr rothes Busto aufgeschnürt und lehnte, mit der einen Hand den Thürring haltend, mit der andern das weiße Flortuch über ihr offenes Mieder herabziehend, starren Auges und todtenbleich gegen die eichene Pforte.

Ein paar alte Römerinnen waren mitleidig stehen geblieben, und redeten ihr zu, ohne Antwort zu erhalten.

Ein kleines Mädchen hatte den zu Boden gefallenen zerknitterten Hut aufgenommen. Andere Mädchen

wollten ihn dem Kinde wieder abjagen. Ein vorübergehender Geistlicher suchte den Streit zu schlichten.

Gehrt beschleunigte seinen Schritt.

„Was ist Dir, Anita?“ rief er herantretend und zugleich das Thor öffnend, um sie der allgemeinen Neugierde zu entziehen. „Komm herein, komm geschwind herein, Kind, die Frühlingsluft hat Dich erschöpft.“

Er hatte ihre Hand leise von dem Thürringe gelöst und führte die willenlos und schwankend Folgende in die kühle Werkstatt.

Dort breitete er, mit besorgtem Auge die Blässe der Samaritana beobachtend, seinen Mantel über das Lorbeerreisig, das noch vom Winter her neben dem Kamine aufgeschichtet lag und half ihr dann in eine bequeme Ruhelage.

So blaß hatte er sie nie gesehen. Es kam ihm zum ersten Male der Gedanke, daß er den Verlauf ihrer Krankheit, trotz seiner regelmäßigen Besuche, kaum ernst genug beachtet habe, erfüllt von dem Alles beherrschenden Interesse für das werdende Kunstwerk seiner Hände. In schmerzlicher Unruhe stand er vor ihr. „Armes Mädchen,“ sagte er, „was ist Dir nur?“ Aber Anita konnte kein Wort antworten, und es dauerte

eine geraume Zeit, ehe sie sich einigermaßen erholte und durch ein schwaches Lächeln dankte. Endlich öffnete sie auch die Lippen. „Ich kann mich nicht besinnen, Signore," sagte sie matten Tones, „wovor ich Euch warnen wollte. Und doch war es etwas Wichtiges. ... Die Beklemmung ist dazwischen gekommen und hat Alles verwischt."

Gehrts Farbe veränderte sich, aber der Zustand seiner Pflegerin zog seine Gedanken gleich wieder zu ihr zurück. „Strenge Deinen Kopf nicht an," beruhigte er, „ich will vor nichts auf Erden mehr in Sorge sein; was kommt, mag kommen. Wagtest Du deshalb den weiten Weg?"

„Nicht deshalb, Signore. Ich glaube, ich war schon unterwegs." Sie athmete tief auf.

„Hierher?"

„Es duldete mich nicht länger in der Lazarethluft."

„Und mit Recht, Anita," sagte Gehrt. „Aber erhole Dich! Nachher," setzte er hinzu, „nachher zeige ich Dir, was inzwischen geschafft wurde."

„Ich möchte einmal vor's Thor hinaus, Signore," antwortete Anita, ohne seine Worte zu hören, „dahin wovon Ihr erzähltet, nach der kleinen Villa des Raphael."

„Du bist zu angegriffen, Kind. Ruhe aus und sammle Kräfte."

„Es ist fast schon vorüber, Signore," sagte sie mit festerem Tone. „Ich möchte doch gar gern."

„Warten wir wenigstens, bis Dein Athem wieder ruhiger wird. Bleibe sitzen! So, Anita, so! Wir haben noch Mancherlei zu reden."

Er hatte sie leise auf das Reisiglager niedergedrückt und sie ließ den freundlichen Zwang ohne Widerstand geschehen. Zugleich kehrte ihr Blut in die Wangen zurück.

Gehrt stand mit theilnehmend auf ihr ruhendem Auge vor ihr. Mit wachsender Besorgniß glaubte er zu gewahren, wie ihre ganze Erscheinung sich während der Krankheit geändert hatte, wie viel sanfter der Blick ihrer lichtbraunen Augen, der Ton ihrer sonst so markigen Stimme, die Linien ihrer ehemals großartigen, aber fast immer zu gewaltsamen Bewegungen. Es war, als habe ein jahrelanges Siechthum ihr ganzes Temperament gebrochen und verwandelt.

„O ja, Signore!" hob sie endlich wieder an und lehnte sich gegen die Wand zurück, indem sie ihr Auge über ihn hinstreifen ließ; „zu bereden haben wir noch Mancherlei." Sie zögerte; es schien, als suche

sie nach dem Worte, womit sie beginnen sollte. Dann fuhr sie langsam fort.

„Zuvörderst eine Frage, Signore. Habt Ihr wirklich Euer Versprechen gehalten? Wart Ihr noch nicht draußen?"

Gehrt schwieg einen Augenblick.

„Auf dem Monte Verde?" ergänzte die Fragende.

„Nein."

„Gewiß nicht?"

„Nein . . ."

„Ich danke Euch!" sagte Anita beruhigt und reichte ihm die Hand. „Es ist freilich wohl ein schönes Ding, Signore, um das junge opfermuthige Blut, das da draußen für die Freiheit verspritzt wird . . . Aber, Signore —" sie seufzte — „es ist auch ein schönes Ding um das Leben! Ich möchte gern noch leben dürfen."

Sie zog die Brauen schmerzhaft zusammen, als melde sich wieder die böse Mahnerin in ihrer Brust. Dann legte sie die Hand auf's Herz und sah eine Weile stumm vor sich nieder. Gehrt hatte sich abgewendet. Seine Scham über den falschen Heroenschein, mit welchem Anita ihn umkränzte, trat gegen die Sorge um die Leidende zurück. Es fehlten ihm fast

die Worte zum Mutheinsprechen. Wenigstens ging, was er sagte, spurlos verloren.

„Signore," begann Anita nach einer Weile von Neuem, „noch eine andere Frage. Ihr seid für unsere gute Sache thätig gewesen, Ihr seid, obschon kein Italiener, dennoch ein Patriot, und man sagt, Eure Landsleute denken meistentheils wie Ihr von unserm Kampfe. Aber, Signore, wie würde man bei Euch daheim von einer Patriotin denken, von einem Weibe," setzte sie zögernd hinzu, „das, allein zwischen lauter Männern, Monate lang im Lagerleben ausgedauert hat?"

„Man würde ihren Muth loben," antwortete Gehrt, bei der Wendung ihrer Fragen erleichtert aufathmend. „Das will ich meinen, Anita! Noch heute nennt man das Mädchen von Saragossa mit Preis und Bewunderung."

„Ein Mädchen?" fragte Anita, wie es schien, erst halb beruhigt. „Trug sie auch wie ich den Soldatenhut und das Pulverhorn, Signore?"

„Sie war die Tapferste von Allen," sagte Gehrt, „und man hat sie in Liedern besungen."

Anita's Augen glänzten, aber sie schüttelte doch den Kopf.

„Ich möchte doch lieber die Fornarina gewesen sein," sagte sie nach einer Weile halblaut. „Kommt, Signore," und sie erhob sich mühsam von ihrem Sitze, „laßt die Zeit nicht verstreichen! Ich sähe gar so gern, wie die Fornarina beim Raphael wohnte."

Aber sie mußte sich von Neuem setzen. Sie zitterte eine lange Zeit wie windbewegtes Espenlaub, während Gehrt ihr Muth einsprach und sie zu bereden suchte, sich auf dem Reisiglager bequemer einzurichten.

Endlich sollte er ihr wenigstens die Lage des Hauses, die Umgebung, die Bäume, die Aussicht beschreiben. „Ich will mich ruhig verhalten, Signore," setzte sie hinzu, „ganz ruhig, und seht, Signore, nun ist die Körperlage auch besser. Ihr hattet Recht. Aber sagt mir Alles haarklein! Es hat mich den ganzen Tag so bänglich hinausverlangt."

„Das Haus des Raphael," begann Gehrt, indem er sich zu ihr setzte und den Faden seiner Schilderung im langsamsten Zeitmaße zu spinnen anhob, „das Haus des Raphael, Anita, war klein und stand unter drei jetzt mächtig ehrwürdigen Pinien."

Anita wiegte das Haupt und stützte es dann auf die Hand.

„Immergrüne Eichen," fuhr Gehrt fort — „so

heißt es — schützten die Südfenster gegen den Sonnenbrand. Wenigstens sind sie jetzt zu diesem Dienste hoch genug emporgewachsen. Dann gab es nach der Morgenseite kleine Gebüschgruppen, die seitdem freilich waldartig in's Breite geschossen sind, so oft die Axt sie auch bis auf den Stumpf gelichtet haben mag. Nun, da schlugen, denke ich, die Nachtigallen von spät bis früh, gerade wie sie es jetzt noch treiben."

Anita lächelte vor sich hin. „Weiter," bat sie, „weiter, Signore."

„Aber nach der Abendseite," nahm Gehrt den Faden von Neuem auf, „nach Westen zu war doch der lieblichste Blick. Ich habe mich neulich nicht satt sehen können; lauter grüne, sanftgewellte Wiesen voll Veilchen, wilden Lilien und Anemonen. Dann, vor einem der Westfenster eben, fast gerade davor und mit gestreckter Hand erreichbar, ein wunderbar knorriger Lorbeer von tausend Jahren, wenn nicht älter, voll kleinblättrigen Laubes; — durch dessen Gezweige mag das Abendroth gar lieblich in's Zimmer geschienen haben."

„Weiter, weiter!" bat Anita. „Und wie sagtet Ihr noch, Signore — er nannte die Fornarina seinen Augapfel und meinte, wenn sie nicht bei ihm sei, da könne er nicht malen."

„So heißt es!“ sagte Gehrt, welcher, ohne daß die Ruhende es gewahrte, aufgestanden und nach dem mitten in der Werkstatt stehenden Thonbilde hinüber gegangen war. „So wird erzählt!“ und er zog die nassen Tücher fester zusammen, welche das Bild als Schutz gegen das zu rasche Austrocknen verhüllen sollten und nur halb verhüllten.

„Und nicht wahr, Signore,“ fuhr Anita schüchterner fort, ohne noch seine Entfernung zu beachten, „und nicht wahr, seit er sie zu sich genommen hatte, brauchte sie keinem Andern mehr Modell zu stehen, als ihm ganz allein — und nur immer ihm? — Nicht wahr, Signore, die Fornarina brauchte nicht . . .“

Sie wendete den Kopf in seiner Richtung und bemerkte erst jetzt, was er vorhatte.

„Was macht Ihr, Signore?“ fragte sie und richtete sich auf.

„Du wirst's schon noch zu sehen bekommen,“ beruhigte Gehrt, immer mit den Tüchern beschäftigt.

Sie schaute gespannt hin, ohne doch den Gegenstand selbst zu erkennen. Aber sie war zu lange in Bildhauerwerkstätten heimisch gewesen, um nicht zu errathen, daß sich eine frische Thonarbeit in jener Hülle berge.

Ein jäher Schreck durchzuckte sie. Die lang herabhängenden Tücher schienen eine weibliche Statue zu bedecken. Er hatte seit Wochen gearbeitet, er hatte ein Modell gehabt! -

„Ich will nichts sehen, Signore!" schrie sie auf und ihre Stimme tönte rauh wie ehemals. „Ich will nichts sehen!" wiederholte sie aufspringend und hielt beide Hände abwehrend vor die Augen. „O, Ihr tödtet mich, Signore — Ihr habt mich getödtet!"

Sie wollte nach der Thüre fliehen. Aber ehe sie zwei Schritte gemacht hatte, that sie plötzlich einen zuckenden Griff nach dem Herzen und im nächsten Augenblicke stürzte sie auf den Rohrteppich nieder.

Gehrt hatte ihr Haupt aufgefangen. „Um Himmelswillen," rief er, „was ist Dir, Anita! Armes, liebes Mädchen!"

Sie zitterte am ganzen Körper und konnte nicht Luft schöpfen. Aber ihre Hände stießen ihn mit Heftigkeit zurück. „Laßt mich — laßt mich!" stöhnte sie zwischen Schmerz und Kraftversagen. „O, ich sterbe ... ich sterbe ..."

Gehrt starrte, zu qualvollster Unthätigkeit verdammt, auf die mit dem Tode Ringende. So oft er reden, so oft er Rath geben, so oft er Linderung bieten wollte,

stürmte es wie wilde Empörung durch ihren ganzen Körper und die Gluth ihrer Stirne steigerte sich zum Brande.

Endlich begann sie nach Kühlung, nach Wasser zu jammern. Als er ihr Erquickung gebracht hatte, ließ sie ermattend geschehen, daß auch die nassen Tücher ihre Schläfe netzten.

Aber ihr Athem war noch immer durch ihre Körperlage beengt und das nur eben geöffnete Busto mußte das Herz auf's Schmerzhafteste zusammenpressen. Ihre Hand suchte die Schnüre zu öffnen; sie zogen sich nur fester zusammen. Erst als Gehrt das drückende Achselband von ihrer Schulter streifte, schien ihre Brust freier und ihr Blut ruhiger zu werden; sie dankte ihm aufathmend durch ein leises Nicken.

Dann wurde auch ihr irrer Blick allmälig wieder klarer. Sie schaute auf, sie schaute umher, sie suchte. Als ihr Blick endlich die Richtung gefunden hatte, wo das jetzt der Hülle baare Thonbild stand, öffnete sich ihr Auge weit und groß. Auf einmal floß ein Licht über ihre Züge. Es war, als habe alles Weh und alles Leid in diesem Augenblicke sich in verhöhnende Friedensstimmung verwandelt. Sie hatte gesehen, sie hatte

verstanden; es war kein Weib hier zwischen sie und ihn getreten.

Ihr Kopf wollte sich nach seiner Seite wenden, aber noch einmal kehrte ihr Auge nach dem Bilde zurück, das mit abwehrenden Armen und aufblickendem Haupte mitten inne zu schweben schien, zwischen Verfolgung und Erlösung. Das war nicht die Opferwilligkeit, das war sie noch nicht.

Sie lächelte.

Ihre Hand suchte nach derjenigen Gehrts. Ihre Finger klammerten sich fest und fester um die seinen. Sie raffte sich mit seiner Hülfe bis zum Knieen auf und senkte ihr Haupt gegen seine Hand.

„Verzeiht, Signore!" sagte sie leisen Tons. „Ihr waret sehr gut mit mir — sehr gut!"

Gehrt wagte nicht zu antworten. Ihre ganze Erscheinung war wie das letzte Welken einer Blume. Er fühlte, daß sie im Sterben sei, daß ihr Leben nur noch nach Minuten zähle.

„Ihr sprachet neulich," begann sie mit noch matterer Stimme, „von einem andern Plane, — das machte mich irre . . . ich habe darüber nachgesonnen, Signore . . die Arme dürfen nicht, wie Ihr meintet . ."

„Ein anderes Mal!" wollte Gehrt beschwichtigen,

aber ihre Stimme hatte schon versagt und sie mußte sich ganz seinem haltenden Arme überlassen. Ein Lächeln umspielte noch immer ihre Lippen. Sie war eine Weile ganz still. Dann auf einmal kam es über sie, als mache ihre Schwäche sie ungeduldig. Mit Anspannung aller ihrer Kräfte suchte sie sich empor zu ringen. Vergebens mühte er sich, sie zur Ruhe zu mahnen. Als sie endlich von ihm gestützt aufrecht stand, strich sie unabläſsig mit der Rechten über die Stirne, wie um von einem ihr vorschwebenden Bilde den letzten Schleier zu entfernen.

„Gönne Dir Ruhe, Anita," bat Gehrt von Neuem und wollte die sich ihm Entwindende nicht loslassen.

Aber sie verneinte mit heftigem Kopfschütteln und stand nun, da er sie freigegeben hatte, das Haupt leise zur Seite geneigt, die Arme sanft herabgesunken und beide Hände weit offen in ihrer ganzen Größe vor ihm.

Der Bildhauer war unwillkürlich zurückgewichen. Ihre Bläſse, ihre gesenkten Wimpern, der Frieden in ihren Zügen gaben ihr das Ansehen einer Entschlafenen. Es ward ihm unaussprechlich weh zu Muthe. Nie war sie ihm so rührend hülflos erschienen. Ja, das sollte die Lösung jener Aufgabe sein, von der er

ihr gesprochen hatte und die ihm nicht gelingen wollte. Er nickte ihr beifällig zu, obschon unfähig, in diesem Augenblicke in sich aufzunehmen, was sie seiner schaffenden Phantasie zu bieten dachte. Er lobte sie, er dankte ihr, und ein leises Lächeln um ihre Lippen schien dieses letzten Triumpfes sich zu freuen.

Aber plötzlich begann die Gestalt zu schwanken, das Bild zu zerfließen, und als Gehrt die Sinkende in seinen Armen auffing, sah er schon in ein brechendes Auge.

Wie deutlich Gehrt den Tod der Samaritana auch geahnt hatte, die entsetzliche Wirklichkeit durchbebte ihn doch wie ein Donnerschlag, dem kein Blitz voraufging.

Er ließ sie sanft aus seinen Armen auf das Lorbeerlager gleiten und drückte seine Stirn auf ihre Hand.

Rings herrschte Schweigen. Ein letzter Sonnenstrahl, der sich durch das Schlüsselloch hereingestohlen hatte, zitterte goldig an der stummen Gruppe vorüber und stieg und stieg, während draußen das Tagesgestirn seinem Untergange entgegensank, bis er sich, zu rosigem Duft verblassend, oben an der Zimmerdecke verlor.

Es wurde dunkel in dem stillen Raum.

Die Schelle eines mit der Monstranz vorüberziehenden Priesters, der einem Sterbenden die letzte



Oelung bringen mochte, weckte Gehrt endlich aus seiner Erstarrung.

Er mußte lauschen; das war der erste Ton der Außenwelt.

Er holte tief Athem. Einen Augenblick glaubte er, auch die Lippen der Verblassenden sich bewegen zu sehen. Aber nein, ihr Mund war stumm und nur das Glöckchen an ihrem Halse, nun er es auf ihre Brust legte, hatte noch denselben Klang, der ihren Schritt so oft begleitete, — auch damals begleitete, als sie mit seiner Botschaft hinauszog, der grausamen Kugel entgegen.

Siebentes Kapitel.

An diesem nämlichen Abende schwebte Velletri in der Gefahr, seine schwachen Stadtmauern durch einen Sturm des republikanischen Heeres über den Haufen werfen zu sehen.

Wenige Tage vorher hatte sich unter Roselli's Oberkommando die früher schon in Palestrina und Valmontone siegreich gewesene, jetzt verstärkte Abtheilung über Zargarolla gegen Velletri in Bewegung gesetzt. Diesmal ließ die Zahl der Mitgezogenen — es waren achttausend Mann mit einer Sechspfünder-Batterie und dreihundert Pferden — auf einen Versuch entschiedener Art hoffen.

In der That galt das Unternehmen der Hauptmacht des Feindes, den vierzehntausend Neapolitanern,

welche mit dreißig Geschützen das hochgelegene Velletri besetzt hielten.

Die Vorhut derselben, etwa fünftausend Mann, wurde zwischen Valmontone und Velletri angetroffen und sofort unter Garibaldi's Leitung von den zweitausend Mann angegriffen, welche die Spitze des republikanischen Heeres bildeten.

Nach und nach zog sich der allgemeiner werdende Kampf bis vor die Thore Velletri's, wo er bis zur Dunkelheit fortgesetzt, durch Roselli's Zaghaftigkeit aber um seine besten Lorbeeren betrogen wurde.

Den Sturm auf die fast schon preisgegebene Stadt verweigerte Roselli und während der Nacht entkam der ganze feindliche Heerhaufen in der Richtung nach Terracina, wohin der König schon am Nachmittage in der Mitte seiner Schweizer-Regimenter den Rückzug angetreten hatte.

Dies war der Tag von Velletri, welcher die Gemüther in Rom so aufgeregt hatte. Von diesem Tage an glaubten die Neapolitaner in ihrem wider die Republik unternommenen Kriege keine Lorbeeren weiter suchen zu dürfen.

Als ihre letzten Nachzügler mit erbeuteten Gänsen und Hühnern durch Velletri's Porta Napolitana gen

Süden zogen, steckte ein rothwangiger gallonirter Diener seinen gepuderten Kopf aus einem Dachfenster des letzten Hauses dieser Straße und suchte mit würdevoller Miene im Halbdunkel der Maiennacht sich über den Stand der Schlacht zu unterrichten.

Von Zeit zu Zeit fielen noch Schüsse hüben und drüben. Es war unmöglich zu bestimmen, ob der Rückzug ernstlich gemeint sei.

Der hocheinquartirte Späher wenigstens glaubte annehmen zu dürfen, es möchten noch allerlei strategische Winkelzüge dahinter stecken, und er beschloß mit aller Zurückhaltung über den Erfolg seiner Beobachtungen Rapport zu geben.

„Mylady," sagte er, seinen Kopf in's dunkle Dachkämmerchen zurückwendend, „Mylady, jetzt eben scheint man die Verwundeten zu verbinden."

„Sind noch keine Römer in der Straße zu erkennen?" fragte eine scharfe, von der Wandseite herüberklingende Stimme.

„Nicht einer, Mylady. Auch die Römer werden wohl erst wieder zu Athem kommen wollen. Mylady, ich habe oft gehört, daß im Kriege keiner Pause zu trauen ist. Mylady, ich möchte wetten, daß in einer Stunde spätestens der Tanz von Neuem losgeht.

Ganz sicher, Mylady! Wie ich sagte: es ist ein wahrer Segen Gottes, daß wir nicht mehr hinter dem Heere drein zu ziehen brauchen."

„Genug, James!" unterbrach Lady Bronton. „Ich hoffe sehr, wir werden mit dem ersten Morgengrauen nach Rom aufbrechen können. Gieb auf Alles genau Acht!"

Und James steckte seinen Puderkopf wieder aus dem Fenster.

Nach einiger Zeit belebte sich's in den nächtlich finstern Straßen. Die republikanische Vorhut rückte eben ein.

„Was bedeutet der Lärm?" begann die Fragerin von Neuem.

„Mylady," wendete sich James wieder würdevoll in's Zimmer zurück, „wenn ich recht gesehen habe, ist der König so eben zurückgekehrt. Machen Mylady sich auf Alles gefaßt."

„Du irrst, James," fuhr Lady Bronton lauschend auf. „Da giebt's ja schon Evvivas! Ich habe auf unserm ganzen Zuge von Neapel bis Velletri noch nicht ein einziges Evviva gehört. Sieh nach, von welcher Seite der Zuzug kommt. Da höre ich's schon wieder!"

Der gepuderte Kopf wendete sich abermals in's Freie hinaus. Aber trotz der Evvivas wußte er bald darauf von neuen feindlichen Ansammlungen zu berichten und seine Herrin blieb auch noch während der nächsten Stunden in völliger Ungewißheit über die in der dunklen Stadt herrschende Bewegung.

Angst und Noth der letzten Tage waren freilich groß genug gewesen, um den Geist in fortwährender Besorgniß zu erhalten. Jedes neue Vordringen im Rücken des neapolitanischen Heeres hatte bisher immer gesteigerte Gefahren und Beschwerden zur Folge gehabt, und James wenigstens war entschlossen, jeden neuen Aufbruch zu vereiteln, bis endlich einmal der letzte Pulvergeruch verdampft sein werde. Eine gewichtige Nebenrücksicht auf seinen an nordische Kost gewöhnten Magen bestärkte ihn noch in diesem Vorsatze. Seit dem Abzuge des Königs war um den Preis englischer Sovereigns in dem schräg gegenüberliegenden bischöflichen Palast eine Menge guter Bissen erreichbar geworden. Die bisherige Hungerkost im Nachtrab der Armee schien endlich in's erfreuliche Gegentheil umschlagen zu wollen. James hielt es für Pflicht gegen sich und seine Herrin, jene nahrhafte Nachbarschaft nicht sogleich wieder aufzugeben.

So läuteten denn seine Berichte während der ganzen Nacht ohne Unterlaß die Lärm- und Warnungsglocke und mäßigten ihren Ton nur dann, wenn Lady Bronton unter so drohenden Verhältnissen ihren Versteck nicht sicher genug zu finden begann.

„Bleiben! Mylady, nur sich nicht rühren, nur nicht jetzt schon nach Rom wollen —" das waren die jedesmaligen Endreime seiner Schlachtberichte und schließlich wurde über diesem in's Unvermeidliche Sich-ergeben drinnen aus dem Fragen und Widersprechen ein unruhiger Halbschlummer und zuletzt ein wirklicher Schlaf.

Uebrigens hätte Lady Bronton und ihre Reisegesellschaft bei besserer Kenntniß der Sachlage in der That alle Ursache gehabt, mit dem gestrigen Tage zufrieden zu sein. Wenn die neapolitanische Vorpostenlinie bis gestern keine Reisenden nach Rom durchlassen wollte, so stand jetzt nach dem Rückzuge des Heeres der Weiterreise nichts mehr im Wege. Freilich aber hatte Lady Bronton triftige Gründe, auch dem Ziele ihrer Reise sich nicht ohne Vorsichtsmaßregeln zu nähern.

Vor drei Tagen war denn auch schon ein Brief nach Rom und zwar nach der Casa di Moustier abgefertigt worden. Der Ueberbringer, welcher für schwe-

res Geld den gefährlichen Botengang zu wagen versprochen hatte, war zwar die nächsten achtundvierzig Stunden bedächtig in Velletri verblieben, bis die letzten Schweizer zum Thore hinaus marschirten. Aber er eilte sich dann auch um so besser und traf noch in der letzten Stunde jenes Schlachttages in Rom ein.

Der Brief war von Clarence und benachrichtigte Brissac, bis zu welchem Punkte die Reisenden endlich gelangt seien. Es wurde Meldung erbeten, ob für den Fall eines Rückzugs der Neapolitaner, die geflüchtete Novize sich bis nach Rom hineinbegeben solle, oder aber, ob es aus Rücksichten auf das französische Nonnenkloster zweckmäßiger sei, im Gebirge die weiteren Anordnungen Brissacs abzuwarten.

Als der Brief in Brissacs Hände gelangte, war eben der blumengeschmückte Sarg Anita's von einer Anzahl ihrer früheren Kampfgenossen in die Quirinal-Kapelle hinübergetragen worden und auch Gehrt kehrte gerade mit den beiden Freunden von diesem fackelbeleuchteten Nachtgang zurück.

Brissacs laute Freudenausrufe brachen fast unheimlich in das selbst von dem Pikarden beobachtete Schweigen hinein.

Aber nachdem die erste Erregung sich gelegt hatte,

konnte man sich freilich nicht verhehlen, daß noch nicht das Schlimmste überstanden sei. Es mußte ohne Verzug erwogen werden, was die Botschaft an raschem Handeln erheische. Alle, auch Gehrt, erkannten die Dringlichkeit des Geschäfts. Es kam nur darauf an, welche Schritte sich hier als die ungefährlichsten erweisen konnten.

Clarence nach Rom kommen lassen, hieß sie unnütz in Gefahr setzen. Es war nöthig, sie von dem Wagniß abzuhalten. Es war aber auch wichtig, keinen Augenblick zu verlieren. Brissac wollte sofort aufbrechen, doch seine Schwäche machte ihm jede eilige Reise unmöglich. Er konnte höchstens mit häufigem Rastvergönnen allmälig bis nach Albano zu gelangen hoffen. Es galt einen rascher vorauseilenden Boten zu finden. So wollte denn der Pikarde den Courierdienst übernehmen. Obschon er aber jeden Einwand mit Munterkeit zu bekämpfen suchte und mit seiner Bonhommie sich durch die ganze Welt den Weg bahnen zu wollen behauptete, machte seine Nationalität ihn doch zu einem kaum annehmbaren Stellvertreter.

Gehrt war der Einzige, dem sein englischer Paß wiederum jede Straße zu öffnen und zu ebnen schien. Er säumte daher auch nicht, sich Brissac zur Ver-

fügung zu stellen, und dieser schlug mit beiden Händen ein.

Aber nun die Vorbereitungen rasch getroffen wurden, gesellte sich erst der Name Lady Brontons zu demjenigen der in Velletri ihres Verlobten Harrenden.

Clarence war nicht allein, der Brief erwähnte noch andere Namen.

Ein Wiedersehen beklemmender, vielleicht peinlichster Art stand Gehrt bevor; ein Rechenschaftsfordern, vor dem es diesmal kein Ausweichen gab; ein Aufreißen alter schmerzlicher Wunden, ein Zurückgreifen in eine Zeit, die schon bei der bloßen Erinnerung wehe that.

Er schwankte, ob er sein Anerbieten widerrufen solle. Er zögerte, er kämpfte.

Aber auch hier in der Werkstatt beklemmte ihn die Luft. Weder Brissac noch der Pikarde waren von der Samaritana wochenlang mit Aufopferung verpflegt worden, weder der Eine noch der Andere brauchten sich vorzuwerfen, daß sie, wenn auch willenlos, das Verhängniß über die arme Unterlegene heraufbeschworen hatten.

Er sehnte sich hinaus aus dem nicht mehr stillen Sterbehause. Und dann — wenn er denn wiedersehen, wenn er sich rechtfertigen, wenn er Rede stehen sollte,

wohl! jetzt eben fühlte er mehr als je die Kraft dazu; nicht nur dünkte ihm heute Alles flüchtiger, verschwindender, vergänglicher als je, er empfand auch fast das Bedürfniß, sich allen Denen klarer gegenüber zu stellen, die ihm einst nahe getreten waren und in deren Gedächtniß er noch zur Stunde als ein wirrer schmerzender Eindruck fortleben mochte. Ja, ein inniges Gefühl von Theilnahme für alle Menschen, selbst für die harte Brittin und mehr noch für die unstete Elternlose, der er jetzt das ruhige Mitgefühl eines Freundes bieten konnte, lebte auf dem Grunde seiner Seele. Wie theilte doch auch sie in reichlichem Maaße das Ringen und Mühen der armen kleinen Menschen, das alles Staubgeborne so schonungswerth, so rührend wehrlos erscheinen ließ, so mitleidwürdig Angesichts des harten Schicksals, das unabwendbar über jedem Dasein schwebt.

So blieb die Reise denn beschlossen, und ehe noch Mitternacht geschlagen hatte, knallte die Peitsche des Vetturin vor der Casa di Moustier.

Als Gehrt in's Freie hinaustrat, huschte etwas aus dem Wege. Er stutzte einen Augenblick. Es schien ein draußen am Schlüsselloch Lauschender gewesen zu sein. Aber der Unbekannte war verschwunden und Gehrt eilte, den Wagen zu besteigen. Dennoch ließ

er schon an der nächsten Straßenecke wieder halten. Es kam ihm in den Sinn, dem Pikarden die Hut des Thonbildes noch ausdrücklicher an's Herz zu legen, als es schon geschehen war. Er wollte aussteigen und zurückgehen. Aber vielleicht konnte die Zögerung die Ursache werden, daß Clarence, ehe er Velletri erreichte, nach Rom abreiste. Er schlug das Wagenfenster wieder zu und eine Viertelstunde später lagen die Mauern Roms hinter ihm.

Draußen in der Campagna war Alles still und dunkel. Die vielen Bogentrümmer der altrömischen Aquäducte schauten ernst und gedankenvoll auf den rasch vorbeijagenden Wagen herab, als käme ihnen bei seiner Hast ein uraltes Erinnern an die Zeit, da die Wasser des fernen Sabiner Gebirges Tag und Nacht in gleicher Hast über die jetzt zerfallenen Riesenrinnen dahin eilten, um die Herrscherin des Weltalls mit kühler Labe zu tränken. Auch der ehemalige Genosse der Fürstin Benedetta blätterte unwillkürlich das Buch seines Gedächtnisses wieder durch und ihm wurde bei manchem Blatte gar wunderlich zu Muthe.

Jetzt hauchte der Wind ihm aus den Niederungen Düfte der nachtfeuchten Gräser und Blumen entgegen, aber schon waren sie untermischt mit den ersten fieber-

verkündenden Dünsten aus der Richtung der pontinischen Sümpfe und er mußte der bangen Stunden gedenken, da ihm auf seiner Flucht nach Terracina die Tramontana dieselben Düfte entgegenblies.

Nachtigallen klagten bald näher, bald ferner, und weit über die Oleandergebüsche der Hunnenschanzen hinaus, bis in die Olivenhaine des alten Tusculum, ja bis in die weinumrankten Trümmer der sagenhaften Villa des Horaz meinte das Ohr ihre Verstecke zu erlauschen.

Nachtigallen! wie hatte die Samaritana nach den süßen Sängern der Villa Borghese hinausverlangt! Mehr als einmal ertappte sich der einsame Lauscher über dem vergeßlich von der Gegenwart sich abwendenden Gedanken, er werde die genesende Anita doch noch in diesem Frühlinge hinausbegleiten.

Der Vetturin fuhr, als seien seine Rosse geflügelt. Er war ein junger Bursche, der noch kein Treffen in der Nähe geschaut hatte und der um jeden Preis Velletri erreichen wollte, ehe dem letzten Schweizersoldaten der Garaus gemacht sein würde. Wo immer gerastet werden mußte, bekamen seine Pferde den Hauptheil von dem herbeigeschafften Weine, und wenn ihnen weder Hafer noch Gerste mehr munden wollte,

so wußte er wenigstens durch aufgenöthigtes Salz ihren Weindurst von Neuem zu schärfen.

Endlich, nach mancher kurzen Rast und mancher Stunde scharfen Austrabens hielt der Betturin plötzlich an.

„Evviva!" jubelte er in den Morgen hinein. „Evviva! I liberatori di Velletri! Evviva l'Italia!"

Und dann mit lebendigstem Geberdenspiele zu dem stillen Passagier hinter seinem Sitze gewendet, bedeutete er diesem, daß die Nachhut der republikanischen Armee in der Ferne sichtbar werde.

Es war nicht eigentlich die Nachhut, wenn auch ein gestern bis hierher seitwärts geschobener Theil des römischen Heerhaufens.

Der ganze Zug gegen Velletri hatte den Umweg über das Gebirge gemacht und die Straße von Albano, also die nächste Verbindung zwischen Rom und Velletri, im weiten Umkreise östlich umgangen. Auf dieser kürzeren Straße dagegen, zwischen Velletri und Albano etwa, waren die Neapolitaner aufgestellt gewesen, bis sie, in ihrem Mittelpunkte von Valmontone aus bedroht, sich auf Velletri und nunmehr selbst darüber hinaus zurückgezogen hatten.

So erkannte man denn noch in den niedergetretenen Maisfeldern und Weinpflanzungen schon von Albano an die Spuren längeren Massen=Verweilens. Viele Wirthshäuser, an welche der Vetturin gepocht hatte, waren öde, andere öffneten sich erst, nachdem baares Geld gezeigt worden war.

Die Evvivas des Vetturin verstummten indessen allgemach, als nirgends ein Echo zurückklang. Nach dem siegreichen Verlaufe des gestrigen Tages und bei der Unlust des Obergenerals zu weiterem Drängen des flüchtigen Feindes, hatte man sich's aller Orten bequem gemacht und Biwacht bezogen. Die Pferde der Lanzenreiter grasten an lange Leinen gebunden oder lagen im thauigen Grase. Die Reiter selbst, in ihre Mäntel gehüllt, schliefen auf dem Boden. Nur Wachtposten waren auf den Beinen.

Aber als der Vetturin nach einer weiteren Strecke frischen Austrabens auf der letzten Höhe vor Velletri angelangt war und nun aus unmittelbarer Nähe seine Zurufe von Neuem anstimmte, antworteten ihm fröh=liche Stimmen von rechts und links und gleichzeitig schien Leben und Bewegung die Lagerruhe ablösen zu wollen.

Allenthalben begann sich's zu rühren und zu regen

und der Wagen hatte Mühe, sich durch das eben wieder in Gang gebrachte Trainfuhrwerk seinen Weg zu bahnen.

Augenscheinlich traf man an allen Enden Anstalten, sich in die Stadt zu begeben. Der Vetturin mußte zu wiederholten Malen Halt machen und Gehrt hatte Muße, zwischen den lebhaften Schilderungen des jungen Schwärmers auf dem Kutschbocke, mit eigenen Augen das Treiben dieses malerischen Heerhaufens zu überblicken.

Nicht weit von der Straße, etwas abseits von dem buntesten Gewühle kauerte ein herkulischer Mohr unter dem Bauche eines wiehernden Fuchshengstes, den ein bärtiger Mann in rother Blouse und spitzem, schmalkrempigem, schwarzbefiedertem Hute zu besteigen im Begriff war. Als der Bauchgurt des Pferdes sich endlich gefügt hatte, schwang sich der Reiter in den Sattel und sprengte im flatternden weißen Mantel mit der Sicherheit eines Centauren von dannen.

Gehrts Auge folgte ihm. Es lag etwas Bannendes in dieser Erscheinung, wie es nur ungewöhnlichen Menschen eigen ist. Aber als er auch den Vetturin mit offenem Munde dem Manne im Mantel nachstarren sah, mahnte er zum Weiterfahren und war

mit seinen Gedanken bald wieder auf der Fährte seines Reiseziels.

Die Pferde trabten von Neuem aus und der Vetturin ließ sie um so herzhafter die Peitsche fühlen, je mehr er sich selbst noch zum Umblicken in der Richtung des Reiters Zeit gönnte.

„Das war er ja selbst, Signore," rief er zu Gehrt gewandt und knallte mit der Peitsche in die blaue Luft. „Per Dio! so nah hab ich ihn selbst neulich nicht gesehen, als er von Palestrina zurückkam. Per la Santa madre di Dio! Ich gäbe Sattel und Zaun hin, wenn ich der Mohr wäre!" Und er lachte vor Freude über das gute Glück, das ihn gerade zur rechten Stunde an dem vielgepriesenen Manne mit der rothen Caprera-Blouse vorübergeführt habe.

Bald darauf erreichte der Wagen die Schlucht, welche eichen-, ulmen- und olivenbestanden bis zur Porta Romana die Stadt nach dieser Seite umgiebt. Bis hierher hatte man kein Kriegsfuhrwerk vorrücken lassen, dagegen nahmen die marschirenden Colonnen fast die ganze Straße in Anspruch und der Vetturin hielt über alle Waffengattungen laute Musterung. „Seht da, Signore," sagte er, auf ein Fähnlein Lanzenreiter deutend, welche hellblaue Spenzer, weiße

Mäntel, griechische Feße trugen, dazu Säbel, Lanzen mit rothen Fähnchen, und im Gürtel prächtige Dolche und Pistolen, „seht da, Signore, die gehören zu ihm — wahr und wahrhaftig! und wenn Ihr mir's nicht glaubt, so fragt sie nur selber! Die großen Reitpeitschen aus Büffelleder hat er alle aus Amerika mitgebracht. Non è vero?" rief er einen Lanzenreiter an und erhielt ein schmunzelndes Ben Securo! zum Bescheid. „Die drüben aber," fuhr der Vetturin von Neuem fort, „die mit den kurzen Büchsen — seht, Signore, da hockt eben Einer hinter dem Pulverwagen auf — das sind die Emigranti; Teufelskerle, sag' ich Euch! Jeder hat wenigstens einem Dutzend Kroaten das Lebenslicht ausgeblasen; daneben der mit dem schwarzen Federbusch, der wieder gehört zu den Finanzieri, dann kommen die Universitarii, hinter diesen die Lombarden des Morosini und zuletzt ..."

„Des Medici!" verbesserte ein neben dem Wagen hergehender Legionair.

„Des Morosini!" bestritt der Vetturin.

„Des Medici!" lachte der Andere, und während der nächsten Viertelstunde unterbrach der Streit über diese Namens-Fragen die Berichte des fröhlichen Musterers.

Inzwischen kam man im langsamen Schritt vorwärts, vor und hinter Gehrts Wagen Lastgeschirre aller Art mit flüchtig gewesenen Familien Belletris. Als die Sonne endlich, das Morgengewölk durchbrechend, die Spitze des Domes Santa Maria dell Orto beleuchtete, rasselte auch Gehrts Wagen über das zerklüftete Pflaster in die alte Bischofsstadt hinein.

Wenige Minuten später stand der Sendbote Brissacs vor dem Dachstübchen, wohin Lady Bronton und Clarence die Rückantwort auf ihre Meldung beschieden hatten.

Sein Herz begann zu klopfen. Er glaubte die Treppe zu rasch erstiegen zu haben und wollte warten, bis er sich beruhigt haben würde.

Aber die Beklommenheit nahm nur noch zu. Es war ihm, als ob Londons Nebel wieder einmal seinen Geist umschleierten. Dazwischen tauchten Lady Brontons verdämmerte Züge in lang entwöhnter Deutlichkeit vor ihm auf. Das Gesicht des alten Gönners Mr. Slow trat aus dem verblaßten Rahmen der Erinnerung ihm lebendig entgegen und sah ihn vorwurfsvoll an. Er meinte die Schlittschuhläuferin wieder zu erblicken, wie sie ihm mit lauferhitzten Wangen in die Arme sank.

Von Neuem beschloß er zu warten und sich zu sammeln. Aber ihm wurde nur schwerer um's Herz, und endlich zwang er seine widerstrebende Hand, die Schelle zu ziehen.

„Come in!“ klang es zurück.

Dann hörte er Schritte, ein Schloß wurde geöffnet, es öffnete sich die Thüre.

Achtes Kapitel.

Lady Bronton hatte den Verlobten Arabella's im ersten Augenblicke des Thüröffnens erkannt.

Blaß vor Ueberraschung richtete sie einen ihrer stechendsten Blicke auf ihn und trat, ohne ein Wort zu sprechen, in's Zimmer zurück.

Gehrt folgte. Als sie es bemerkte, wendete sie sich kurz nach ihm um und schien einen Augenblick unschlüssig. Dann zuckte sie die Achseln, ließ sich auf einen Rohrstuhl nieder und bedeutete dem Eingetretenen durch eine nachlässige Handbewegung, daß ein anderer Stuhl im Winkel stehe.

„Mylady," begann Gehrt, indem er der formlosen Einladung folgte, „Mylady, es liegt mir vor Allem ob, meine Botschaft auszurichten."

„Sie nennen sich?" unterbrach Lady Bronton im kühlsten Tone.

Die Farbe des Befragten veränderte sich, aber seine Fassung war gleich wiedergefunden.

„Gehrt Hansen," erwiederte er mit einer leisen Verbeugung.

„Und kommen wahrscheinlich im Auftrage Mr. Brissacs," sagte Lady Bronton wie zuvor.

Er verneigte sich von Neuem, ohne zu antworten. Wenn irgend möglich, wollte er seiner früheren Beschützerin nicht den Ton vorschreiben, auf welchen dieses erste Wiedersehen zu stimmen war. Als sie aber schwieg und nur um die niedergelassenen Fenstervorhänge noch fester zu schließen, ihre Stellung veränderte, fuhr er in ehrerbietiger Haltung fort:

„Mylady, mein Freund Brissac entbietet Ihnen und seiner Braut die wärmsten Grüße. Er läßt Sie bitten, Ihre Reise noch bis Albano fortzusetzen, da seine Schwäche ..."

„Ist er noch in Gefahr?" unterbrach Lady Bronton etwas minder eisig.

„Nicht eigentlich, Mylady, aber seine Wiederherstellung wird noch Monate in Anspruch nehmen."

„Ist er verkrüppelt?"

„Nein, Mylady."

Gehrt wartete eine Weile auf weitere Fragen. Dann aber, als keine erfolgten, fuhr er in seiner Botschaft fort.

„Heute Abend, Mylady, wird Brissac Albano erreicht haben. Es dürfte kaum nöthig sein, hinzuzufügen, wie sehr er bedauert, nicht selbst in diesem Augenblicke Ihnen gegenüberstehen zu können."

Lady Bronton erhob sich von ihrem Sitze und machte einen Gang durch's Zimmer.

Gehrt war gleichfalls aufgestanden. Seine Augen suchten Clarence, aber sie war auch nicht in dem halb geöffneten Nebengemache. Sein Blick streifte die an der Wand hängenden Hüte und Gewänder. War etwas unter ihnen, was auf Arabella's Nähe deuten konnte? Seine Fassung begann zu versagen. Er wendete sich wieder zu der Auf- und Abgehenden und suchte sich im ruhigen Beobachten ihrer Mienen zu sammeln. Aber ihre Züge schienen ihm strenger als je und ihr lichtbraunes Haar mit noch reichlicherem Silber gemischt, als da er sie zuletzt gesehen hatte.

Er schlug die Augen nieder.

Endlich blieb Lady Bronton stehen. „Ich danke Ihnen," sagte sie, ohne ihn doch anzublicken. „Wir

werden noch heute Nachmittag in Albano sein. Wo kehrt man ein?"

„Mylady, in dem neuen Albergo neben der Post. Dort eben wurde Brissac nach seiner Wiederauffindung zuerst verpflegt."

Sie dankte mit einem Kopfnicken. Es schien, als solle diese Antwort als ein Zeichen milderer Stimmung gelten.

Dann ging sie wieder auf und ab, und Gehrt, unfähig sich zu verabschieden und doch noch unfähiger zu reden, wartete in peinlichem Schweigen des Wortes, welches das Eis ihrer beiderseitigen Unterhaltung brechen würde.

„Mylady," begann er endlich im schonendsten Tone, „bin ich entlassen, oder ..."

Sie stand am Kamine still.

„Oder?" wiederholte sie kalt.

„Oder darf ich fragen," fuhr Gehrt stockend fort, „ob mir in Ihren Augen noch das Recht zusteht, an Dinge zu rühren, die vielleicht ..."

„Mr. Hansen," sagte sie, trocken unterbrechend, „heißt das, Sie erwarten Aufklärung oder Sie wollen welche geben?"

„Ich bin zu Letzterem bereit, Mylady. Was mir

dagegen werden soll, mag der wärmsten Empfänglichkeit versichert sein."

Sie warf ihm einen abweisenden Blick zu, als wolle sie zeigen, daß die Milde Gehrts ihr nur für eine Maske gelte.

„Ich halte Eins wie das Andere für überflüssig," sagte sie endlich, indem sie sich nach dem Kamin zurückwendete.

„Mylady," erwiederte Gehrt, „nichts giebt mir das Recht, den mir hier bereiteten Empfang schroffer zu nennen, als ich ihn verdiente. Mein langes Ausbleiben, mein Zögern, nachdem Ihre Güte mir noch einmal . . ."

Sie unterbrach durch ein lautes Räuspern.

„Mylady," lenkte Gehrt ein, „ich sehe, daß noch Zeit verstreichen muß, ehe ein offnes Aussprechen . ."

Lady Bronton lächelte wegwerfend. „Ja wohl!" sagte sie spöttisch, „gewinnen wir noch etwas Zeit. Warten wir noch etwas ab. Ihre Rathgeber, Mr. Hansen, waren haarscharfe Politiker. Nur schade, daß auch der feinste Rechner sich wohl einmal verrechnet." Sie wendete sich von Neuem ab. „Sehr schade, in der That."

Gehrts Stirne begann sich zu verfinstern. „My-

lady," sagte er mit mühsam verhaltener Bewegung, „als Sie an jenem Weihnachtsabende zum ersten Male . . ."

„Vor sechs Monaten, nicht wahr?"

„Als Sie vor nunmehr fast sechs Monaten," fuhr Gehrt in ungeduldigerem Tone fort, „mich mit der Frage überraschten . . ."

„Ob Sie vorurtheilsfrei genug seien," unterbrach Lady Bronton schneidend, „ein großes Vertrauen durch Hochherzigkeit zu erwiedern . . . O, gehen Sie doch! Ich hätte Ihnen gleich die Feigheit zutrauen sollen, die Ihr abwartendes Benehmen seit jenem Tage stempelte. Ich hätte Ihren Zahlen- und Zifferngeist gleich durchschauen sollen."

„Mylady!" bebte es über Gehrts Lippen.

„Keine pathetischen Ausrufe, Mr. Hansen!" dämpfte Lady Bronton mit ironischer Miene. „Keine schönen Phrasen! Sie haben das Verhängniß reifen lassen wollen, Sie haben mit jedem Tage im Werthe steigen zu müssen geglaubt, Sie haben aufgesucht, gebeten sein wollen, um dann den Preis Ihrer großmüthigen That selbst bestimmen zu können." Sie lachte spöttisch. „Gehen Sie, gehen Sie, und nehmen Sie dies mit auf den Weg: wenn Sie sich heute zu diesem Boten-

gange drängten, um von Neuem, ehe man Ihrer nicht mehr bedürfen möchte, sich und Ihre noch immer käufliche Dienstwilligkeit in Erinnerung zu bringen, nun so diene Ihnen, daß Madame Gaston de Lille Sie nicht mehr kennt."

Der Bildhauer stand wie versteinert. In seinem Innern rangen Schmerz, Zorn, Scham und wilde Tobsucht, er würgte das Wort, das schon auf seinen Lippen glühte, hinab und rührte keine Muskel. Mit beiden Händen auf die Lehne des Rohrstuhls gestützt, sein Gesicht weiß wie die Wand des ärmlichen Dachzimmers, seine Lippen ohne einen Tropfen Blut, seine Augen unter den buschigen Brauen tief zurückgetreten, so stand er regungslos da — seine ganze Haltung das Bild eines Menschen, der einen drohenden Wuthausbruch mit Lebensgefahr zurückhält.

Dann knackte die Lehne des Stuhles unter seinem eisernen Griff. Ein heftiges Beben begann ihn zu schütteln. Er stieß das zusammengebrochene Gestell mit dem Fuße auf die Seite, verschränkte die Arme über die breite Brust und richtete sein Auge voll düstrer Gluth auf die ihm Gegenüberstehende.

Lady Bronton wich einen Schritt zurück. Sie sah, wie um zu fliehen, nach der Thüre, dann nach

dem verhängten Fenster und wieder dann nach der Thüre, welche Gehrt mit dem Rücken deckte. Endlich zog sie mit bebendem Finger den Fenstervorhang zurück, als wolle sie wenigstens des Tages Licht zum Zeugen ihrer Wehrlosigkeit anrufen, und blieb, die Hand an's Fensterschloß geklammert, sprachlos stehen.

„Mylady," begann Gehrt tonlos und doch mit einer Stimme, die selbst im Flüstern noch Grauen erwecken mußte, „vor wenigen Monaten noch hätte mich diese Behandlung zu einem Mörder machen können." Er rang mühsam nach Athem und bewegte die Hand, als wolle er die letzten Wellen seiner Erregung beschwichtigen. „Heute," fuhr er fort, „heute stehe ich über solcher Gefahr. Fürchten Sie nichts, Mylady. Ich folge Ihnen nicht, wohin Sie mich locken wollen."

Lady Bronton suchte zu lächeln, aber es zuckte nur um ihren Mund. Sie hielt sich mit sichtlicher Mühe aufrecht.

„Mylady," fuhr Gehrt fort, „ich bin kein reiner Charakter. Im Kampfe mit der Welt und ihren Schlechtigkeiten habe ich meine Hände befleckt, und als ich endlich einem Wesen, für das mein Herz nichts empfand, von Liebe sprach, verschrieb ich mich allen

jenen bösen Mächten, welche das Gefolge des Meineids sind. Aber, Mylady, wie schuldbeladen ich mir auch selbst erscheine, wie viel tiefer noch müssen Sie gesunken sein, wenn der Grund Ihres aufmunternden Entgegenkommens wirklich der war, welchen Ihre Andeutungen jetzt errathen lassen."

Lady Brontons Wangen entfärbten sich von Neuem. „Sie wählen Ihren Standpunkt mit Geschick," sagte sie im mühsam leichten Tone. „Ich habe einen Advokaten versichern hören, wer sich nur immer überrascht zu stellen verstehe, der habe die Richter schon halb auf seiner Seite ..."

„Mylady," unterbrach Gehrt mit gebietender Geberde, „genug der Umschweife! — hier hebe ich meine Hand gen Himmel. Bis zu diesem Augenblicke ahnte ich Ihr Geheimniß nicht."

Lady Bronton wollte ungläubig thun, aber dann plötzlich von ihrer Bewegung überwältigt, bedeckte sie ihr Gesicht mit den Händen. Noch einmal raffte sie sich zusammen, noch einmal sah sie ihn mit stechendem Blicke an, als hoffe sie einen verrätherischen Zug seiner Mienen zu überlisten. Und wieder dann drückte sie ihre Augen in die Hände.

„Gott, Gott!“ stöhnte sie. „Welches Elend, welche Kämpfe!“

„Mylady,“ sagte Gehrt streng, „Sie haben in einem schnöden Vorhaben Schiffbruch gelitten. Danken Sie dem Himmel, daß er Sie scheitern ließ, ehe Sie Ihr verbrecherisches Ziel erreichten. Auch der Niedriggeborne ist nicht ganz so käuflich, wie Sie in Ihrem Hoheitsdünkel glauben möchten. Mylady,“ fuhr er mit unheimlich verhaltenem Ausdrucke fort, „Sie hätten Ihren Irrthum schwer zu bereuen gehabt.“

Lady Bronton schien, während er redete, wie betäubt. Bei den letzten Worten aber richtete sie sich langsam in die Höhe. Sie maß den ihr Gegenüberstehenden mit stolz verächtlichen Blicken, sie lachte auf, sie warf das Haupt zurück und maß ihn dann von Neuem von der Sohle bis zum Scheitel. „Da spreizt sich einmal wieder die ganze Göttereitelkeit der Herren dieser Erde!“ stieß sie endlich heraus. „Nicht wahr, ein armes unschuldiges Kind, das ein Bube betrog — wie könnte die Mutter träumen, daß es je wieder werth sei, die Schuhriemen eines Mannes zu lösen! Welcher Abgrund von Unsittlichkeit, es nicht an den ersten Besten zu verhandeln, dessen Stammbaum den Makel mit seinem breiten Schatten deckt! Welcher

Wahnsinn, die Freiheit von Vorurtheil und engen Sittenbegriffen in einem Kreise zu suchen, der durch die Kunst selber hinausgehoben erscheint über die feile Augendienerei des Hergebrachten! Welche Narrheit, an die Alles reinigende und emportragende Macht eines echten Gefühls glauben zu wollen und es mit warmen Wünschen zu pflegen, wenn es wie vom Himmel gerufen kommt, eben in der Zeit, wo keine andere Rettung möglich scheint. Gehen Sie, Mann! der leichtsinnige Missethäter, welcher Arabella nach einer berauschenden Ballnacht entführte und sie doch nicht zu fesseln wußte, als sie sich selbst wiedergefunden hatte, er war — ich gebe es zu — ein Nichtswürdiger, wie Tausende, ein herz- und ehrloser Geck, um Alles in einem Worte zu sagen, ein Held nach heutigem Geschmack. Aber Sie, mit einer gottgeweiheten Gabe belehnt, Sie, fähig zu empfinden und zu verehren, Sie, mit allen Schichten der Menschheit vertraut und das falsche Gold auch an dem Himmelbette einer Kaiserin für Flitter zu erkennen berufen; Sie, — wie Sie beschränkt und lächerlich dastehen mit Ihrer Philosophie von unserer Gesunkenheit und Eurer sittlichen Vornehmheit!"

Sie lachte von Neuem auf.

Dann schwieg sie plötzlich, wie ihrer eigenen Weibeswürde eingedenk, und wandte sich schroff und kalt von ihm ab.

Gehrts sichere Haltung begann zu versagen.

„Mylady," erwiederte er, sich mühsam zusammennehmend, „es giebt auf alles dieses nur eine einzige Antwort. Aber diese Antwort verurtheilt Sie dennoch. Mylady, Sie hatten nicht den Muth der vollen Aufrichtigkeit."

„Ich hatte ihn!" widersprach Lady Bronton mit warmer Betonung. „Damals, an jenem Weihnachtsabende war ich im Begriffe, Ihnen mein ganzes Herz zu öffnen. Der Himmel ist mein Zeuge — Alles, Alles sollten Sie erfahren!"

„Und warum schwiegen Sie dennoch, Mylady?"

„Schwieg ich?" rief Lady Bronton mit steigender Leidenschaft. „Mein Gott, sagte ich Ihnen nicht von einem Geheimnisse? Begann ich nicht den Schleier zu lüften? Ist es denn meine Schuld, daß uns Mr. Slow unterbrach? Ist es denn mein Vergehen, daß Ihr Ohr seit jenem Tage mir verschlossen war? Nein! Ich wollte Sie nicht belügen. Ich sah, daß Arabella Sie liebte, ernster, hingebender in demselben Maße, wie die schwere Stunde, der sie entgegen geht,

näher und näher rückt. Ich hoffte, Sie würden im Stande sein, auch eine Betrogene, auch eine Verführte noch zu lieben ... Ich betete für Arabella's Glück, ich kämpfte für Arabella's freie Wahl — gegen ihren Vater — gegen ... O, ich mag den Namen nicht aussprechen! — ich kämpfte, bis ich an Ihnen verzweifelte."

Gehrts Haupt sank auf die Brust. „Und jener entsetzliche Name," sagte er mit erschüttertem Tone, „jener Name, mit dem Sie vorher meine Fragen abweisen wollten ... Arabella trägt ihn also in Wirklichkeit? Mylady, Sie willigten ein, daß Arabella die Gattin eines Gaston de Lille werde?"

Lady Bronton bewegte in schweigender Bejahung das Haupt. „Was konnte ich gegen den Willen des Vaters?" setzte sie tonlos hinzu.

Gehrt antwortete nicht.

„Ich mußte mich ergeben, ich mußte mich fügen. Sir Philip hatte seit Langem im Stillen gearbeitet. Arabella selbst war in ihre aufgeregte Lustigkeit zurück verfallen. Sie lachte zu Allem, sie lachte während des Vertragsunterzeichnens, sie lachte zu meinen Einreden, sie hat mich noch vor einer Stunde mit ihrem Lachen fast zur Verzweiflung gebracht."

„Vor einer Stunde?" rief Gehrt mit einem Blicke nach der Thüre. „So ist sie also doch hier? in diesem Hause?"

„Nicht jetzt."

„Und de Lille?" Gehrts Augen irrten suchend in der Richtung des Nebengemachs.

„Er blieb in Gaëta auf seinem Posten; — er hat Arabella nur während der Ceremonie gesehen."

Lady Bronton trat an's Fenster zurück und blickte in's Blaue hinauf; Lerchen trillerten, Schwalben durchschifften die sonnige Maienluft. Sie schien abbrechen zu wollen. Dann zog sie sich plötzlich, wie um nicht von Unten gesehen zu werden, vom Fenster zurück und ließ den Vorhang wieder vorsichtig zusammen rollen.

„Aber ist jener Vertrag denn überhaupt schon etwas Bindendes?" fragte Gehrt, gegen den Gedanken dieses unnatürlichen Bündnisses sich von Neuem auflehnend.

Lady Bronton sah ihn an. „Um bei uns gültig zu sein," sagte sie, „fehlt dem Acte allerdings noch die Hauptsache. Man wird diese aber in London nachholen."

„Wann, Mylady?"

„Bald, Mr. Hansen."

Sie sah ihn von Neuem mit aufmerksamem Blicke an und wendete sich dann wieder nach dem Kamine.

Gehrt stand wie ein in unentwirrbare Banden Verstrickter regungslos da.

„Mylady," sagte er, „ich kam mit einem Herzen voll ungeweinter Thränen hierher. Vor wenigen Stunden drückte ich einem Wesen die Augen zu, das ich um den Preis meines eigenen Lebens willig vom Tode hätte erretten mögen, denn ich war die Ursache ihres Unterganges. Aber welche neue Bürde von Schuld und Verantwortlichkeit haben Sie seitdem auf meine Brust gewälzt! Wie furchtbar rächt sich das lügenhafte Wort, welches mich von Liebe reden ließ, von Liebe zu einer Zeit, da mich nur der Durst nach Glanz und Auszeichnung verzehrte. Mylady — giebt es denn keine Macht gegen den Willen jenes herzlosen Vaters? Werden Sie Arabella denn ihrem Schicksale Preis geben, weil sie Ihrer Sorge mit dem lachenden Wahnwitze der Verzweiflung begegnet? O Mylady, willigen Sie nicht darein, daß jenem schmählichen Handel das letzte Siegel aufgedrückt werde. Zerreißen Sie den abscheulichen Vertrag! Retten Sie, retten Sie Arabella von dem grenzenlosen Elend, das sich Ehe ohne Neigung und Achtung nennt."

Lady Bronton hatte ihm mit wachsender Erregung zugehört. Sie wollte antworten, aber ein Geräusch auf der Treppe bannte ihr das Wort auf der Zunge. Sie ergriff Gehrts Arm und zog ihn nach dem Nebengemache.

„Wer kommt?" rief Gehrt, indem er sich mit bebender Wimper nach der Thüre umblickte.

„Still!" flüsterte Lady Bronton, und im selben Augenblicke schellte es an der Zimmerthüre. Man hörte weibliche Stimmen, man vernahm ein helles Auflachen, vor dessen Tone Gehrt bis in's tiefste Innere erbebte.

„Verbergen Sie sich nebenan," sagte Lady Bronton. „Es könnte Arabella's Tod sein. Das Nebenzimmer hat einen zweiten Ausgang. Eilen Sie! Leben Sie wohl!" Und die Thüre hatte sich hinter ihm geschlossen.

„Sie ist's!" zitterte es über Gehrts Lippen. Bange Unruhe ergriff ihn, Mitgefühl, Wehmuth, Reue erhoben in ihm die klagende Stimme. „Das eben wieder war ihr Ton — aber wie hart, wie verändert, wie fremd!" Er wollte fort. Er wandte sich nach dem Ausgange, welcher auf die Treppe zuführte, und mußte doch von Neuem lauschen. Aber jetzt lachte sie laut, laut, o wie unheimlich laut! der gellende Klang schnitt

ihm wie eine scharfe Glasscherbe in's Herz. Er faßte den Klopfer jener in's Freie führenden Thür, es litt ihn nicht länger mit ihr unter einem Dache.

Und nun gab das Schloß nicht nach. Die Thüre war gesperrt. So viel er hob und zerrte und ruckte — alle Anstrengungen blieben eitel.

Endlich mußte er sich dem Zwange fügen. Immer von Arabella's herüberklingenden Lauten verfolgt, zog er sich in den fernsten Winkel des schmalen Gemachs zurück, dort riß er das Fenster auf und ließ das Geräusch der unten die Straße füllenden Truppen herauf- und hereindringen.

Als auch das nicht hinreichte, um die klagende Stimme in ihm und die lachende Stimme neben ihm zu übertönen, lehnte er sich weit aus dem Fenster hinaus und suchte Auge und Ohr mit dem lärmenden Getümmel zu betäuben.

Neuntes Kapitel.

Gehrt hatte erst wenige Minuten aus dem Fenster hinabgestarrt, als Rufe und Verwünschungen von der Straße heraufklangen und drohende Geberden in der Richtung des Fensters wiesen.

„Das ist das Spionennest!“ tönte es aus mehr als einer Kehle. „Besetzt die Ausgänge! Sie muß noch drinnen stecken. Wir haben sie selbst am Fenster gesehen, und droben ist schon wieder einer ihrer verruchten Spürhunde auf dem Lugaus.“

Gehrt, noch immer auf der Flucht vor dem Lachen Arabella's, hörte die wirr durcheinander schallenden Stimmen, ohne ihren Sinn zu fassen. Aber jetzt schienen die leidenschaftlichen Ausbrüche sich einem andern Ziele zuzuwenden. Es wurde ein Mensch beim

Kragen über das Pflaster dahingeschleift. Dolche und Fäuste bedrohten ihn unablässig, während zwei Artilleristen den Gemißhandelten vor der Menge zu schützen suchten.

„Figlio d'un cane! Bestia! Canaglia!“ tobte es um ihn her. „Wo ist sie hin? heraus mit der Sprache! Wir wissen's längst, daß sie nicht mit dem Könige entkommen. He! Morte di Dio! Der Hallunke untersteht sich, französisch zu papeln! Gebt ihm Eins in's Genick. So, noch Eins! Er wird sich schon besinnen, wo die Benedetta steckt!“

Aber während der geprügelte Koch der Lady Bronton alle Flüche der Gascogne gegen seine Dränger losließ und die Wuth der Letzteren dadurch nur noch mehr steigerte, fühlte Gehrt sich plötzlich im Nacken gepackt. Er wendete sich um, die Thüre hinter ihm war eingeschlagen.

Ein heller Haufen eingedrungener Patrioten umringte ihn, und ehe er sich zur Wehre setzen konnte, sah er sich treppab und dann auf die Straße hinausgeschleppt.

Hier hatte eben der gepuderte James, der seinem Gefährten beigesprungen war, einen Theil des allgemeinen Gewitters auf sich und seine bratengespickten

Taschen abgelenkt. Schnepfen, Wachteln und Lerchen in den breiten Rockschößen sorglich zusammengekoppelt, kamen unter den herzhaften Griffen seiner Visitatoren und unter dem Spottgelächter der eben noch mit Tod und Hölle Drohenden in staunenswerther Menge zum Vorschein, und drei, von ihm mit herkulischer Kraft unter dem linken Arme festgehaltene Flaschen Sect verwandelten im Augenblicke ihres Zusammenknackens die ganze wilde Scene in eine Farsa echt italienischen Schlages.

Plötzlich schallte aus einer Seitengasse der Ruf: „Wir haben sie, wir haben sie!" und gleich darauf begannen Kolbenstöße und flache Säbelhiebe die Menge auseinander zu treiben. Lanziers und Bersaglieri drängten nach. Verwünschungsrufe und Spottnamen erfüllten die Luft. Vorüber wälzte sich der wirre Menschenknäuel und hinterdrein johlte und pfiff das ganze wilde Heer der Spionenjäger.

Jacques Bonnet und James suchten unter Flüchen und Schmerzensgrimassen ihre verrenkten Gliedmaßen wieder einzurichten, und Gehrt, welcher bei der Jähheit des ganzen Ueberfalls kaum zur Besinnung gekommen war, begann erst jetzt die Gefahr zu begreifen, die er eben bestanden hatte.

Ringsum war noch der Name Benedetta auf Aller Lippen. Die Einen wollten sie erkannt haben, die Andern bestritten, daß man wirklich die echte Benedetta gefangen habe. Sie sei weit größeren Wuchses, behauptete ein aus dem Gedränge Zurückkehrender, ohnehin falle ein Weib wie die Benedetta nicht so ohne Weiteres in Ohnmacht, und die eben Vorübergetragene sei doch so weiß von Wangen gewesen, wie die Feder auf ihrem Reithute, und nach Luft habe sie geschnappt, wie ein Fisch, der im Verenden ist. — Daran sei ihre Verwundung schuld, meinte ein Andrer. Sie habe gestern früh eine Prellkugel zwischen Ferse und Spann zu kosten bekommen und die sei erst vor einer Stunde herausgeschnitten worden. Er wisse es aus bester Quelle. Der Major-Domo im Palazzo Spadaro habe die Fürstin und den Arzt versteckt gehalten. Wenn man nur dem alten Hehler nicht gleich den Kopf eingeschlagen hätte. Der könnte schon bestätigen, daß sie die echte Benedetta sei. — „Und doch ist's wieder die falsche!" widersprach ein abseits stehender Alter." Es sind gestern zwei ganz gleich gekleidete Weiber hier herum galoppirt und jedesmal hat's Streit gegeben, wenn Einer behaupten wollte, die Rechte gesehen zu haben; das kommt, weil keiner von Euch in

Sicilien war und sich auf das Sarazenen-Italienisch versteht, das dort landläufig ist." — „Nun, und Du, Vechierello?" wurde wieder gefragt; „ja recht! der ist ja in allen Wassern herumgeschwommen, der kann das Sicilianische und das Venetianische, als habe er's im Collegium selber studirt." — „Und das ist gewiß," rief der Alte, „Spiranza hat sie gesagt, und Feliscita hat sie auch gesagt — ich hab genau Acht gegeben, so spricht aber nur eine Sicilianerin und darum behaupte ich, wir haben den Stallmeister erwischt und nicht des Stallmeisters Herrn."

Inzwischen gelang es Gehrt, dessen Unverdächtigkeit inzwischen nicht weiter angezweifelt worden war, einem Alpenschützen nahe zu kommen.

„War es die Fürstin wirklich?" fragte er ihn.

„Fürstin oder nicht Fürstin," antwortete der Andere oben hinaus, indem er sich eine Cigarre anzündete. „Die guten Leute hier hätten den Re Bomba festhalten sollen, wenn sie doch einmal einen Hauptfang in Velletri gemacht haben wollen. Ich höre heute zum ersten Male von der Kreatur. Es fehlte noch, daß wir diesen Kleinstädtern zu lieb auf die Weiberjagd gingen."

„Aber was wird man mit der Gefangenen begin-

nen?" fragte Gehrt, „ich höre hier alle Welt vom Erschießen reden. Man erschießt in diesem Kriege doch keine Weiber?"

„Warum nicht?" sagte der Alpenjäger. „Wenn die Leutchen hier einmal ihren Kopf darauf gesetzt haben." Und er trollte sich am Arme eines Kameraden weiter, der ihn eben um Feuer für seine Thonpfeife angesprochen hatte.

Gehrt trat einen Augenblick in den schwatzenden Haufen zurück, dann aber suchte er in eine minder mit Menschen gefüllte Gasse zu kommen.

Es war das erste Mal seit geraumer Zeit, daß er sich des unheimlichen Bandes erinnerte, welches ihn einst an jene überwältigende Natur knüpfte. Er allein vielleicht in dieser tobenden Menge wußte von Benedetta's dunkler Thätigkeit in Rom. Aber wenn sie beichtete, wenn sie Namen nannte! Er blickte sich scheu um. Ihm war es, als stehe schon irgend ein Italianissimo auf dem Sprunge, um den Verschworenen der Fürstin Benedetta an ihrer Seite vor die sieben Gewehrmäuler zu schleppen.

Roth vor Scham über seine Beklemmung und doch sie mit jedem Pulsschlage im Wachsen fühlend, trat er hinter einen breiten Quaderbrunnen, wo er

den Blicken der müßig Umherstehenden weniger aus-
gesetzt war.

Wo lag die Straße nach Rom? Wie ließ sich aus der überfüllten Stadt entfliehen? Und wenn er glücklich draußen war, wohin dann sich wenden? — Er sann und überlegte. — Es schien ihm, ein jeder Ziegel auf dem Dache warte nur des Losungszeichens, um ihn zu erschlagen. Und doch konnte er sich nicht entschließen.

So, während die Zuzügler die Stadt immer mehr überfüllten, stand er lange in seiner Rathlosigkeit da — der bewußte Mitschuldige einer dem Tode Geweihten, auf deren Lippen in dieser Minute sein Schicksal schweben konnte. Wenn er zwischen dem Lärmen und Drängen aufblickte, war es ihm als schaue er in die Gesichtszüge eines jener nie von ihm Erblickten, an deren Untergang er doch einst mitgearbeitet hatte.

Wer war das Haupt dieser bunten Schaar? In wessen Händen lag hier Tod und Leben? Gehörte der Obergeneral nicht etwa zum Triumvirat? War er nicht einer jener selben Männer, an die er damals gedacht hatte, als er unter den Dolchen der Fürstin Benedetta wählte, nach einer raschen That dürstend, zu jedem Aeußersten bereit?

Er horchte auf, denn jetzt fiel ein Schuß und wieder einer — oder war der zweite nur das Echo? Er konnte vor Aufregung Inneres und Aeußeres nicht mehr unterscheiden und er zählte sieben Schüsse, ob er gleich nicht wußte, hörte er sie in Wirklichkeit oder nur im Wahne.

Dann klang von Neuem das Gerassel des Fuhrwerks, das Durcheinander der Dialekte, Gelächter, Evvivas, begrüßende Zurufe alter Kriegsgefährten, begeisterte Ansprachen an Ueberläufer und halb überredete Gefangene, die ganze betäubende Musik von Tönen und Worten, wie sie die Erregung des siegesfrohen Tages und der Einzug eines lorbeergeschmückten Heeres mit sich brachte.

Er setzte sich erschöpft auf eine Säulentrommel, welche vor zweitausend Jahren die drüben noch in Trümmern erkennbare Villa des Caligula gestützt haben mochte und nun übermoost hinter dem Brunnen lag.

War die Fürstin wirklich erschossen worden? Und hatte sie vorher nicht Zeit gehabt, zu beichten?

Er beschloß, keinen Schritt zu thun, bis das aufgeregte Volk Zeit gehabt haben würde, sich zu beruhigen; er mußte selbst erst wieder zur Besinnung kommen; die Erschütterungen, welche seit gestern Abend

auf ihn einstürmten, hatten seinen Geist fast zerrüttet.

In der Ferne war das Haus mit dem Dachkämmerchen noch immer in Sicht. Auch das Fenster stand noch offen. Dennoch wußte Gehrt kaum, ob Wirklichkeit, ob Traum ihm wieder von Arabella's Nähe geredet hatten. Und wenn's kein Traum war, woher hatte er da die Stirn genommen — er, der Vogelfreie — zu sprechen, zu richten, zu verdammen, wie er's that? Er kam sich wie ein mit leckem Nachen auf den sturmempörten Wellen Umhertreibender vor, welcher die Schiffe im Hafen meistert, daß auch ihre Masten schwanken.

So saß er fast eine Stunde lang, wenig oder gar nicht beachtet, inmitten des Truppen- und Volksgewühls. Mehr als ein Marschkranker war von Zeit zu Zeit neben ihm niedergehockt oder hatte sich in seiner Nachbarschaft hinter Mauervorsprüngen und Treppengeländern auf's Pflaster hingestreckt. Aber die wenigsten kümmerten sich umeinander, und wenn ja einer dieser Ruhebedürftigen ihm einmal von dem Nächsterlebten vorzureden begann, so suchte die plauderlustige Zunge sich doch bald einen aufmerksameren Hörer.

Endlich glaubte Gehrt unter den vielen an sein Ohr dringenden Stimmen der Vorüberziehenden bekannte Laute zu vernehmen.

Er blickte auf. Ein Haufen junger Schützen war eben in seiner Nähe von einer vornehm gekleideten Jungfrau aus Velletri angesprochen worden, welche, vor ihrem Palazzo stehend, eine mächtige Amphore mit beiden Armen mühsam auf die Hüfte gestützt hielt.

„Trinkt, Signori!“ rief sie, indem ihre Hände den schweren Weinkrug kaum noch zu umspannen vermochten. „Trinkt, er wird mir zu schwer.“

Zwei der Schützen hatten ihr im nächsten Augenblicke die Last abgenommen. Der Reihe nach drängten sich die übrigen zum willkommenen Trunke, und während die schmucke Spenderin das von den Andern in Schulterhöhe gehaltene Gefäß nach rechts oder links lenkte, je nachdem ihr ein Durstiger besonders der Erquickung bedürftig schien, und während Lachen und anmuthiges Geplauder diese schön belebte Gruppe umspielten, sammelte sich Gehrts müde gehetzter Geist fast bis zur Künstlerfreude des Schauens.

Es war ihm, als habe ein gebannt gewesener Sinn seine Freiheit zurückgewonnen.

Aber nun traf die nämliche bekannte Stimme von

Neuem sein Ohr. Er richtete sich auf, um in die Gruppe hineinzuschauen und erkannte den jungen Mailänder, welcher ihn in die pflegenden Hände der Samaritana geliefert hatte.

Einen Augenblick schwankte er, ob er sich zu erkennen geben solle. Aber das Gefühl der Hülf- und Wehrlosigkeit hatte seit Stunden so drückend auf ihm gelastet, daß der frühere Bürge seines vermeinten Patriotismus ihm wie ein Erlöser aus drohenden Gefahren erschien.

Er rief den Namen Sogliani unter die heiter plaudernden Genossen hinein und wenige Augenblicke darauf war er in den fröhlichen Kreis hineingezogen und mußte die brennenden Lippen an die nämliche unerschöpfliche Amphore legen, zu deren Leerung die liebliche Hebe noch immer mit Wort und Lächeln einlud.

Als der Labequell endlich versiegt war und die Erquickten sich grüßend und Hüte schwenkend entfernten, wollte sich der junge Mailänder von Gehrt verabschieden.

„Wenn Sie meiner weiter bedürfen, Signore," sagte er, im Begriff, den Abziehenden nachzueilen, „wir sind im Palazzo Fontana einquartirt. Betrachten Sie sich jederzeit als willkommener Gast."

„Ein Wort nur noch!" rief Gehrt, indem er die

Hand des jungen Schützen festhielt. „Was bedeuteten die sieben Schüsse von vorhin?"

„Per Bacco!" lachte der Befragte. „Haben Sie Schüsse vernommen?"

„Ich zählte sieben."

„Wohl möglich! Sie haben, scheint es, noch ein jungfräuliches Trommelfell. Dergleichen hören wir Andern nicht mehr."

„Ich besorgte ..." sagte Gehrt stockend, „man habe die Fürstin Benedetta erschossen ... Sie wissen nicht, ob sie noch lebt?"

Der Mailänder schlug sich vor die Stirn und blickte stieren Auges auf den Boden. „Per la madre di Dio!" rief er auffahrend, „und daran müssen Sie selbst mich erst erinnern." Er hängte sich in Gehrts Arm, als wolle er sich seiner versichern. „Kommen Sie, Signore," drängte er, „es giebt wichtige Dinge aufzuklären. Per il buon vechio! wo hatte ich meine fünf Sinne!"

Und ohne auf Gehrts Einreden zu achten, zog er ihn mit sich fort. „Kommen Sie, ich kann Ihnen nicht helfen, Signore, Sie müssen mich begleiten."

„Und was wollen Sie von mir?" fragte Gehrt, noch immer sich widersetzend. „Ich lasse mich nicht

zwingen. Die Fürstin konnte in ihrer Todesangst nicht für zurechnungsfähig gelten. Wenn sie Verschworene einmal nennen sollte, so ist es klar, daß sie zuerst ihre Feinde verdächtigt haben wird. Lassen Sie meinen Arm los! Ich brauche Gewalt, sehen Sie sich vor!“ Und er riß mit einem mächtigen Rucke seinen Arm aus demjenigen des Bersaglieri.

Aber schon übertönten die lauten Rufe der dem Letzteren zu Hülfe Geeilten Gehrts Worte. Er sah sich von der Menge vorwärts gedrängt, dem jungen Schützen nach, welcher sich mühsam Bahn brach. Bei jedem Schritte wuchs das Gewühl, nahm die Aufregung der drohend und scheltend ihn Umringenden zu.

„Schon wieder Einer gefaßt!“ hörte er rufen. „An den Galgen mit den Traditori! Wir brauchen keine Spione! Abasso i forestieri!“

Zehntes Kapitel.

Vor dem majestätischen Hauptthore des bischöflichen Palastes tummelte sich der nimmer ruhende Versorgungs- und Verpflegungsdienst in emsiger Geschäftigkeit.

Decken, Körbe voll gezupfter Leinewand, kühlende Früchte und Alles, was für die Verwundeten des gestrigen Tages von sorgender Frauenhand zusammengetragen war, lag in bunter Mischung vor den Verbandzimmern des Untergeschosses aufgehäuft, und immer kamen noch Weiber mit neuen Spenden.

Daneben überwachten Fouriere die Einbringung dampfender Brodlieferungen, die Vertheilung gesottener Hülsenfrüchte, die rottenweise Unterbringung des geschlachteten Fleisches, das gleichmäßige Abmessen des theils gekauften, theils freiwillig herbeigeschafften Wei-

nes. Lanzenreiter standen mit gesattelten Pferden hinter den Eisenstangen des Vorhofs, jeden Augenblick bereit, zum Staffettendienste aufzusitzen. Quartiermeister vertheilten Herbergsanweisungen, und die mit flüchtigen Bleistiftadressen bekritzelten Papierstreifen wirbelte die frisch wehende Tramontana immer wieder aus den Fingern der eben Abgefertigten.

Dazwischen zog sich auch wohl ein drinnen in der Kriegskanzlei angesponnener Wortwechsel auf die breiten Steintreppen des Palastes hinaus und die Auflehnung gegen Befehle des Ober-Commandos führte draußen nicht selten eine so leidenschaftliche Sprache, daß unter gewöhnlichen militairischen Verhältnissen der Begriff einer Meuterei nicht weit zu suchen gewesen wäre.

Einige behagliche Kapuziner in schmutzigen Kutten, wegen nachlässiger Weinlieferung seit zwei Tagen zum Heerzug gepreßt und jetzt entlassen, erholten sich nach überstandener Drangsal im Geschwätz mit umherstehenden Weibern und Bettlern und verglichen unter Hinweisung auf ihre durchlöcherten Sandalen die Mühsale dieses Marterganges mit dem Zuge der Israeliten durch den glühenden Wüstensand Aegyptens.

Gehrt war bis auf die oberste Treppenstufe gekom-

men, ohne in der Hast des willenlosen Folgens ein Wort der Aufklärung erlangen zu können. Als die Wachen hier die Nachdrängenden aufhielten, hörte er wieder die Stimme des Mailänders, aber weit vorn unter den Soldaten im Vestibul.

„Kameraden, wo ist der Obergeneral?"

„Oben im Refectorium."

Und gleich darauf sah ihn Gehrt die breite Gala-Treppe hinaneilen. Auf dem ersten Absatz angelangt, wandte er sich und rief durch die hohle Hand in den Lärm hinab: „Der Signore darf nicht fort! Unter keiner Bedingung, Karabinier! Sie bürgen mir für ihn!" Und er verschwand oben in der Gallerie.

Der angerufene Karabinier hatte Gehrt schon am Arme gefaßt. „Entrate," brummte er, indem er mit einem übelwollenden Blick den Verhafteten maß und ihn mit dem Kolben seiner kurzen Waffe in ein Zimmer wies, das bis dahin verriegelt gewesen war. „Entrate et aspettate!" Im nächsten Augenblicke rasselte der lockere Eisenriegel wieder zu und Gehrt war von der Außenwelt abgesperrt.

Es dauerte eine Weile, ehe die vom Taglicht geblendeten Augen des Eingetretenen den halb dunkeln Raum zu mustern im Stande waren.

Das Gemach lag nach der Rückseite des Palastes hinaus und das einzige vorhandene Fenster war durch einen äußern Vorbau fast bis zu den höchsten Scheiben hinauf verdeckt, so daß kaum mehr als ein Dämmerlicht hereindrang. Es war hoch, lang, schmal und ohne weitere Ausgänge, als die verriegelte Thüre.

Nun die Augen sich allmälig dem plötzlichen Lichtwechsel bequemt hatten, erblickte Gehrt im fernen Hintergrunde des Zimmers eine nur als schwarze Silhouette sich abzeichnende Gestalt, einen Mann, so schien es, welcher in seinen Mantel gehüllt auf einem Haufen gebündelten Strohes lag.

Gehrt lehnte sich gegen die feuchte Wand und überließ sich den bittern Gefühlen, welche der Gewaltact des jungen Mailänders in seiner Brust aufgewühlt hatte. Es war kaum mehr zweifelhaft, die Fürstin mußte vor ihrem Tode gebeichtet haben, die Mitschuldigen des römischen Komplotts waren genannt worden und Sogliani, der vielleicht nur oberflächliche Kunde von Allem hatte, wurde durch Gehrt selbst daran erinnert, daß er jener Fremde war, dessen Genossenschaft die Fürstin verrathen hatte.

Gehrts Stirnadern schwollen vor zornigem Unmuthe. „Welsche Tücke!“ murmelte er vor sich hin.

„Das ist der Botenlohn für die ihm überbrachte Warnung. Und doch säße er ohne jene Warnung jetzt zwischen den Sträflingen der Ponza-Inseln."

„Er klemmte die Zähne zusammen und versenkte sich in die Irrgänge der voraussichtlichen hochpeinlichen Fragen.

Nach einiger Zeit kam ihm der im Hintergrunde des Zimmers ruhende Leidensgefährte wieder in den Sinn. Er riß sich von den quälenden Phantasiebildern los, richtete sich auf und trat ihm etwas näher. Dann blieb er schweigend stehen.

Die noch immer nur dämmerhaft erkennbare Gestalt wendete den Kopf, wie erst jetzt ihn gewahrend und Gehrt sah zwei funkelnde Augen auf sich geheftet.

Aber im selben Augenblicke zuckte er wie von einer Schlange gestochen zusammen. Sein Athem stockte. Er hob die Hand, als wolle er etwas von sich weisen. Dann lehnte er sich, die funkelnden Augen immer anstarrend und dabei mühsam nach Luft ringend, gegen die Wand.

Die ruhende Gestalt hatte sich auf dem Ellbogen aufgerichtet, Kopf und Nacken, bis dahin von einer groben Roßdecke verhüllt, wurden frei, wenn auch im Dämmern noch kaum erkennbar. Sie bückte sich, um

den Verband an einem ihrer Füße zurecht zu rücken und heftete dann ihre bannenden Augen von Neuem auf den ihr Gegenüberstehenden.

„Don Gherardo?“ fragte sie, wie ihn erst jetzt erkennend, und der Angesprochene meinte wiederum in Sorrent, auf der Marmortreppe der Villa Benedetta zu stehen. „Ich glaube wirklich, Sie sind es selbst, Don Gherardo!“

Gehrt wollte antworten, aber er konnte nur von Neuem mit der Hand abwehren.

Ja, das war die Stimme der todtgeglaubten Fürstin, und diese Stimme besaß noch gerade den nämlichen sicheren Ton, wie er Gehrt so oft überwältigt hatte. Aber trotz des Grauens, das er nicht verbergen konnte, fühlte ihr ehemaliger Verbündeter doch bald, wie sehr ihre unheimliche Macht über ihn erschüttert und gebrochen war, und wie nur die aufreibenden Begebnisse der letzten Stunden und was ihnen vorausging, seine Kräfte bis zum endlichen Versagen überspannt hatten.

„Principessa,“ begann er endlich, „ich glaube Sie zu durchschauen. Sie haben mich in Ihren Sturz verwickeln wollen. Lombardische Undankbarkeit ist Ihnen zu Hülfe gekommen. Wohlan, Ihre Rache wird sich sättigen.“

„Meine Rache?“ wiederholte die Ruhende im Tone des Befremdens. „Signore, Ihre Anwesenheit schien mir eine ganz andere Deutung zuzulassen.“

„Principessa,“ antwortete Gehrt düster, „mein Geist ist bis zum Sterben matt. Ersparen Sie mir die Mühe des Räthsellösens. Sagen Sie kurz, was Sie schon verriethen, was man von mir noch zu erforschen suchen wird . . . auch ich werde mir die Seele endlich einmal frei reden und um so leichter sterben.“

„Von Ihnen noch erforschen?“ wiederholte die Fürstin, „aber wie soll ich Ihnen das beantworten?“

Gehrt ballte ungeduldig die Faust. „Noch immer Komödienspiel, Principessa!“ lachte er bitter. „O, verstellen Sie sich doch nicht! Ich will Ihnen den Dienst ja danken. Bei Gott, ich hänge längst nicht mehr am Leben, wie feige ich auch noch vor wenigen Augenblicken vor dem Schergen zurückbebte, der auf mich fahndete. Ich hätte mich selbst angeben sollen. O, ich freue mich, daß diese Qualen enden. Man braucht noch nicht weiße Haare zu haben, Principessa, um des Athmens satt und müde zu sein.“ Er ließ sich gegen die Mauer sinken und sein Kopf neigte sich schlaff auf die Brust.

„Signore,“ antwortete die Fürstin mit minder fester

Stimme. „Sie reden im Fieber! Kommen Sie doch zur Besinnung! Welche Namen nannten Sie? Wo und wann haben Sie zuerst von unserm Geheimniß geredet? Sprechen Sie leiser. Die Wände könnten uns verrathen."

„Wo und wann?" wiederholte Gehrt mechanisch, ohne aufzublicken.

„Still, Signore, man kommt!"

Das Knarren eines Riegels ließ sich deutlich vernehmen. Die Fürstin lauschte gespannt.

Aber das Geräusch schien aus einem der Nebengemächer herübergedrungen zu sein. Die Thüre blieb verschlossen. Es wurde wieder Alles still.

„Nützen wir die Zeit, Signore!" begann die Fürstin mit hastigem Flüstern von Neuem. „Welcher unvorsichtigen Worte erinnern sie sich? Ich meinerseits werde Alles mir Zugeschriebene leugnen — ich werde nur meine eigenen Angaben aufrecht erhalten."

Gehrt wandte sich langsam nach der Seite der Fürstin.

„Und welche sind das?" sagte er müden Tones, als lehne sich seine Abspannung gegen die Zumuthung auf, noch einmal für die Fristung dieses Daseins einzutreten. „Principessa, mein Gedächtniß ist wie verschüttet."

„Ich habe die Fürstin als Dienerin begleitet,“ sagte die Ruhende. „Ich bin Cölestina, die Sicilianerin. — Das sind meine Aussagen; dabei werde ich stehen bleiben. Ich kenne Sie nicht. Ich habe Sie nie gesehen.“

Gehrt suchte seinen Geist zu sammeln, aber die Erschlaffung seiner Nerven verschloß ihm noch immer den Sinn des Vernommenen.

„Und doch ließen Sie mich aufsuchen?“ fragte er theilnahmlos. „Auf welchem Umwege soll ich diesmal in Ihre Geheimpläne dringen?“

„Signore,“ sagte die Fürstin, „hier scheint der Zufall sein Spiel getrieben zu haben. Ich nannte weder Ihren, noch andere Namen. Ich verrieth noch nie einen Bundesgenossen.“

„Und das Komplott?“ fragte Gehrt zwischen Mißtrauen und Theilnahmlosigkeit. „Was weiß man von meiner Betheiligung daran?“

„Nichts, nichts, Signore!“ betheuerte die Ruhende. „Ich zweifle sogar, daß man die Urheber jenes Wagnisses kennt, auf mich, auf Sie scheint hier Keiner zu denken.“

Gehrt richtete das Haupt langsam in die Höhe, ein Schimmer von Lebenslust begann nochmals seiner

Abspannung Herr zu werden, er wollte aufathmen, aber er vermochte es nicht. Die Mienen der Redenden verdämmerten ja noch immer im Halbdunkel. Vielleicht war Alles Trug und Verstellung, und er sollte nur noch einmal aus der über ihn gekommenen Gleichgültigkeit aufgewühlt werden, um schärfer zu empfinden, was ihm bevorstand. Er schwieg verdrossen.

„Signore,“ begann die Fürstin von Neuem. „Vor Allem gewinnen Sie Ihre Fassung zurück. Ich wiederhole meine Frage: Erinnern Sie sich keines unvorsichtigen Wortes, keiner Erwähnung meines Namens, keiner Anspielung?“

„Ihr Name,“ sagte Gehrt, sich zu näherem Bescheidgeben zwingend, „Ihr Name ist in Aller Munde. Wenn auch ich nach Ihrer Gefangennahme forschte, so konnte das schwerlich auffallen . . .“

„Sie forschten nach mir?“ rief die Fürstin. — „Signore, Sie sind aber kein Italiener! Man mißtraut jedem Fremden. Wen fragten Sie? Besinnen Sie sich. Ich beginne den Grund Ihrer Verhaftung zu errathen.“

„Ich fragte mehr als Einen,“ sagte Gehrt, bemüht, sein Gedächtniß zum Antworten zu bringen — „gleich anfangs, als Ihre Auffindung die ganze Stadt

in Bewegung brachte, die nächst Umstehenden — dann etwas später einen Schützen, welcher vorüberging, dann ein paar Leichtverwundete, die in meiner Nähe ausruhten — zuletzt fragte ich den Lombarden selbst, ja den jungen Sogliani eben, der mich festhielt und hierher schleppte."

„Sogliani?" rief die Fürstin, „brachte Sogliani Sie in Haft?"

„Kein Anderer, Principessa."

„Sogliani aus Mailand?"

„Der jüngste Bruder der Marchesina."

Die Fürstin schwieg einen Augenblick. „Da freilich bleibt mir kein Zweifel," sagte sie dann. „Bis jetzt hat man vergebens nach Mitteln gesucht, um in der angeblichen Cölestina die Fürstin selbst zu erkennen. Sie sollen bestätigen, daß ich Benedetta bin. Signore, Sie sind als Zeuge hier."

„Aber ..." fragte Gehrt, noch immer zweifelnd und vergebens den Zusammenhang suchend, „wie weiß Sogliani ..."

„Daß seine Schwester," ergänzte die Fürstin, „Ihnen zur Flucht verhalf? Verschwiegen Sie ihm das?"

„Nein," versetzte Gehrt zögernd, „nein, Principessa ... Das blieb freilich kein Geheimniß."

„So weiß er," sagte die Fürstin, „daß Sie mich kennen und daß wir geschworene Feinde sind. So hofft er, daß Sie mich verderben."

Sie schwieg einen Augenblick. „Signore," setzte sie hinzu, „hat er richtig gerechnet?"

Gehrt blickte stumm vor sich nieder. Es war mehr als bloße Wallung gewesen, was ihn nach endlichem Loswerden des unerträglich drückenden Schuldgeheimnisses verlangen hatte lassen. Jetzt sollte von Neuem begonnen werden. Der Lebensüberdruß dämpfte noch einmal die hellen Farben, die erst eben vorher seinen Blick an die Bilder der Zukunft zu fesseln versuchten.

Aber die Fürstin hatte sich schon wieder lauschend zur Seite gewendet, denn in diesem Augenblicke waren deutliche Stimmen jenseits der Mauer vernehmbar geworden. Der wachthabende Karabinier schien sich über die Unterbringung des Zeugen zu verantworten. Er schwor bei allen kriegerischen Märtyrern, daß der Santo diavolo selber den Eingesperrten geholt haben müsse; vor all den Kammern habe der Riegel seine Schuldigkeit gethan und er selber wolle ein Jahr länger im Fegefeuer auf Wache stehn, wenn's hier auf natürlichem Wege zugegangen sei.

Bald darauf verzogen sich die streitenden Stimmen in die Ferne, und die Fürstin wandte den Kopf wieder in der Richtung, wo Gehrt stand.

„Man hat in der Hast und Unordnung des Siegesrausches," sagte sie und ihre natürliche Sorglosigkeit schien völlig zurückgekehrt, „man hat den Zeugen zu der Angeklagten eingesperrt und findet sich nun in dem Zellenlabyrinth des alten Baues nicht wieder zurecht. Sie sehen, Signore," setzte sie lachend hinzu, „mein guter Stern ist mir noch immer treu. In der That, wenn wir nicht Zeit gehabt hätten, uns zu verständigen, da konnte Ihre Unruhe Alles verderben. Jetzt ist nichts mehr zu fürchten. Reichen Sie mir die Hand, Signore — wenn auch nicht zum neuen Bunde, so doch, nicht wahr? zum Gelöbnisse gegenseitiger Vorsicht!" Sie hielt ihm die Rechte entgegen. „Und danken wir dem Zufall, Signore," fügte sie hinzu, „er hat uns diesmal gar trefflich beigestanden."

Gehrt fühlte, daß ihre Hand die seine erfaßte; er wollte sie zurückziehen. Aber sie drückte das Unterpfand des ihm abverlangten Gelöbnisses nur fester und er mußte es geschehen lassen. Gemeinsame Gefahr schien in der That die zwischen ihnen aufgerissene

Kluft einmal wieder bis zum Rande schließen zu wollen. Haß, Grauen, Furcht, Alles was er gegen das wunderbare Weib seit seiner Flucht empfunden zu haben glaubte, vermochte in diesem Augenblicke nichts gegen das Gefühl der willenlosen Zusammengehörigkeit, verblaßte und verschwand gegen das lebendige Bewußtsein ihrer beiderseitigen bedrohten Lage, verwischte sich bis zur Unverständlichkeit unter dem allmächtigen Einflusse ihrer Nähe, ihrer Stimme, ihres ganzen gebieterischen und ewig sichern Wesens.

„Danken wir dem Zufall, Signore," wiederholte sie, indem sie Gehrts Hand mit einem kräftigen Drucke losließ, „oder wollen wir nicht Zufall sagen? wollen wir, was uns wieder so nahe zusammen führte, Fügung nennen? Es scheint ja fast, Signore, ein Verhängniß will es so — wir sollen einander nicht aus den Augen verlieren."

„Principessa," sagte Gehrt abwehrend, denn jedes ihrer Worte schien ihm ein Kettenring, „Principessa, lassen wir Vergangenes vergangen sein."

„Das bleibt es so wie so," antwortete die Fürstin, „wenn auch," sie zögerte — „wenn auch nicht im Sinne aller Betheiligten . . ."

Sie schien etwas hinzusetzen zu wollen, schwieg aber.

Vor Gehrts Geist stieg eine beklemmende Erinnerung auf, beklemmend und unaussprechlich sinnberückend zugleich. War noch für irgend einen der Betheiligten Vergangenes nicht vergangen? Lebte noch ein Eindruck fort, ein Gefühl, wie er selbst es bis zu dieser Stunde vergebens aus seinem Herzen zu reißen versucht hatte? War er noch nicht vergessen?

„Signore,“ hob die Fürstin nach einer Weile von Neuem an, „vielleicht scheiden wir in wenigen Minuten auf Nimmerwiedersehen. Wenn Sie noch eine Frage an mich richten möchten — ich glaube trotz der Dunkelheit noch einen Namen auf ihren Lippen schweben zu sehen — wenn Sie noch eine Erkundigung, einen Gruß, eine Bitte auf dem Herzen haben — eilen Sie, die Zeit verrinnt.“

„Ich wüßte nicht,“ sagte Gehrt, das nach ihm ausgeworfene Netz gewahrend und doch ihm nur näher kommend, „ich wüßte nicht, Principessa, wer in Neapel meiner noch gedenken könnte ...“

„Sind Sie aufrichtig?“

„Principessa ...“

„Glauben Sie mich über Ihr Gefühl ...“

„Principessa ...“

„Ueber Ihr Gefühl für Manuela zu täuschen?“

Gehrt zuckte zusammen.

Die Fürstin ließ dem Namen Zeit, seine ganze Wirkung zu üben. Dann fuhr sie fort. „Signore, was soll ich ihr, wenn ich nach Neapel zurückkehre, von Ihnen sagen? Etwas muß es sein, denn ich werde erzählen sollen, sie wird mir nicht Ruhe gönnen, bis mindestens ein Gruß, ein Händedruck ..."

„Genug, Principessa!"

„Genug? Sie wollen nicht glauben, daß Manuela, seitdem Sie fort sind ..."

„Ich glaube nur Eins," suchte Gehrt abzuschneiden, aber seine Stimme bebte schon vor innerer Aufregung, „nur Eins, Principessa ..."

„Und das ist?"

„Daß Sie mich täuschen möchten, Principessa!"

„Sie, Signore?" lachte die Fürstin, „das würde meinem Scharfsinn Ehre machen! Aber in der That," fuhr sie ernsteren Tones fort, „ich betröge Sie von Herzen gern — Sie und Manuela obendrein. Sagen Sie selbst, Signore, habe ich etwa einen Grund, um ihr wohlzuwollen? Nein, schon um ihres Bruders, schon um ihres ehemaligen Primo amoroso's willen nicht. Nein, Signore, und nochmals nein. Ich hätte keinen Liebling meines Herzens in jener Ballnacht zu

Ihnen eingesperrt. Ich mache kein Hehl daraus. Es war nicht meine Schuld, daß die Contessa Borgani nur ein paar blasse Wangen nnd ein sehnsuchtskrankes Herz davontrug. Nun," fügte sie mit leisem Spott hinzu, „Ihre nordische Schüchternheit, Signore, hat uns wenigstens noch Wochen lang bei guter Laune erhalten."

In Gehrt kämpfte Widerwillen gegen den leichtsinnigen Ton der Fürstin und Unruhe über den Sinn, der ihren Worten zu Grunde liege.

Worin bestand die Täuschungs-Absicht, zu der sie sich so freimüthig bekannte? Wollte sie Manuela's Gefühle für ihn benutzen, um sie von ihrem Verlobten zu trennen? Rechnete sie noch immer, um die Schwester Borgani's zn verderben, auf die Verderbtheit eines schuldverstrickten Gemüths? Aber vor Allem, war denn Manuela ihm wirklich zugethan ...? sein Kopf begann zu schwindeln ... hatte er ein Gefühl der Dankbarkeit in ihr Herz gepflanzt, sollte er sie wiedersehen?

„Principessa," hob er endlich aus gepreßter Brust an, „ich glaube nicht an die Empfindungen, mit denen Sie mir schmeicheln möchten. Wenn mich die Schönheit jenes liebenswürdigen Kindes bis zur Raserei ent-

zündete — und sie that es — vergebens würde ich es Ihnen zu verheimlichen suchen — wenn ich sehnsuchtskrank von dannen floh, was konnte Manuela für den so rasch Besiegten fühlen!"

„Ei, Signore," sagte die Fürstin in lachendem Tone, „wo haben Sie Ihre Schule durchgemacht? Vergißt sich eben ein solch rascher Sieg?"

Gehrts Pulse pochten immer ungestümer. Er drückte die Hand auf's Herz und begann unruhig auf und ab zu schreiten.

„Und ihr Verlobter?" fragte er nach einer Weile, erst jetzt der Worte Anita's eingedenk. „Sie ist ja gar nicht mehr frei, Principessa!"

„Manuela Borgani nicht mehr frei?"

„Ich hörte sogar den Namen ihres Verlobten .."

„Wo denken Sie hin, Signore?"

„Paolo .... hieß er nicht Paolo Falconi, Principessa?"

„Ich weiß, ich weiß," lachte die Fürstin, „Sie meinen eben jenen Primo amoroso, von dem ich sprach."

„Nun?" drängte Gehrt.

Sie lachte. „Also das war der ehrbare Bräutigam? Signor Inglese, Sie haben echt hausväterliche Begriffe von uns Italienerinnen."

„Und so hat Manuela kein ernstliches Verhältniß zu ihm?“

„Per Dio!“ rief die Fürstin fast ungeduldig. „Sie stellen sich allzu unschuldig! Eine Märzliebe, ein erotisches Veilchen, wenn Sie wollen aus den ersten flüggen Tagen des heißblütigen Kindes, nun ja! aber dergleichen hat doch nicht etwa die Langsamkeit eines Aloëtriebes. Eh! Signore, der Himmel Neapels zeitigt für gewöhnlich die Knospe gar rasch zur vollen Blüthe und unsere schönen Kinder wären schlimm daran, wenn sie Jahre lang den Goldreif am Finger tragen sollten, ohne daß der Geber Zeit fände, dem Symbole einen Inhalt zu geben.“

Sie wendete sich zur Seite, denn draußen näherten sich von Neuem die streitenden Stimmen.

„Principessa,“ rief Gehrt, dessen Erregung nicht länger die Maske der Zurückhaltung ertrug, „Sie fragten, ob uns Zufall oder Fügung wieder zusammen führten . . . Wann sahen Sie Donna Manuela zuletzt? Wann denken Sie ihr wieder nahe zu sein?“

„Still, Signore, man kommt!“

„Principessa, wann?“

„Kein Wort mehr!“

„Principessa . . .“

„Signore, wir können schon morgen in Sorrent sein. Aber jetzt ..."

„Und wenn ich Ihnen wirklich folgte, Principessa .."

„Unsinniger, man wird uns hören — da!" sie machte eine heftig abwehrende Bewegung und rief den im selben Augenblicke Eintretenden in sicilianischer Mundart und im kläglichsten Tone entgegen —: „Signori, befreien Sie mich endlich von der Zudringlichkeit dieses Menschen! Er will bezahlt sein, wenn er mich nicht für die Fürstin ausgeben soll und Sie wissen ja, Signori, man hat mir Alles, selbst die Ringe im Ohre, abgenommen. Kaufen Sie ihn selbst, Signori, wenn Sie ihn wider mich gebrauchen wollen — ich habe keinen Gran mehr in der Tasche, ich kann seine Habgier nicht befriedigen."

Gehrt war starr und sprachlos zurückgetreten.

„Legionäre," befahl der Führer der Bewaffneten, nachdem er dem wachthabenden Karabinier mit einem Verweis über die versäumte Absonderung der beiden Eingesperrten hinausgewiesen hatte, „Legionäre, schafft die Gefangene in's Verhör und sorgt, daß auch der Signore nicht entkomme."

Elftes Kapitel.

Draußen war wieder das Drängen der Kommenden und Gehenden. Es gab noch immer einige unter den stimmberechtigten Heerführern, welche die versäumte Verfolgung des Feindes nicht ganz aufgegeben wissen wollten. Vor Allem entsandte die auf der Straße nach Terracina campirende Brigade Masi unabläßig Mahner an die Einflußreichsten des General-Stabes. Von dem Hügel vor Velletri, hieß es, lasse sich mit guten Fernröhren die Bewegung der Neapolitaner noch fortwährend beobachten. Sie seien so eben im Begriff, von Neuem weiter zu ziehen, nachdem sie sich von dem Nachtmarsche durch längere Rast in einem der schattigen Waldeinschnitte der Straße erholten. Ein rasches Handeln bringe sie vielleicht

noch einmal zum Stehen. Von minder Ungestümen wurde geltend gemacht, man habe ein Häuflein päpstlicher Karabiniers unter General Zucchi in Anagni ausgekundschaftet und werde besser thun, auf diese zu fahnden.

Noch Andere stimmten für einen Streifzug bis in's Neapolitanische Gebirge, wohin der Weg über Ceprano keine Schwierigkeiten bot. Man habe dann doch einmal wenigstens den Krieg in Feindesland verlegt.

Ueber alle diese Pläne und Meinungen wurde im ganzen Vorhause des bischöflichen Palastes mit Lebendigkeit verhandelt, und die Erscheinung der Gefangenen unterbrach die lauten, zum Theil leidenschaftlichen Reden nur einen Augenblick. Die Fürstin Benedetta war den republikanischen Truppen kaum dem Namen nach bekannt; ohnehin hatte der gestrige Tag noch manche andere Gefangene in die Hände der Sieger geliefert, und so verschlang das Interesse am allgemeinen Kriegsgange dasjenige für die Persönlichkeit der Einzelnen.

Das hohe und vormals prächtige Verhörzimmer im ersten Stock war daher nur mäßig gefüllt, und die Anzahl der Gefangenen, welche hier zusammenkamen, überstieg nahezu diejenige der Müßigen und

der mit der Bewachung Beauftragten. Allenthalben sah man die schwarze Straußfeder der italienischen Legion, die hechtgrauen weiten Beinkleider, die dunkelblaue Blouse mit grünen Aufschlägen, und den nationalen Dolch im breiten Gürtel, wohl auch neben der Waffe hie und da, wenn schon meistens etwas mehr im Versteck gehalten, einen in guter Freundschaft erbeuteten indischen Hahn oder ein heimisches Huhn als Aushülfe für die nächste Mahlzeit.

Dazwischen schimmerten die weißen Kapuzmäntel, die krappfarbenen Pluderhosen, die hellblauen Spenser der berittenen Legionäre, und das rothe griechische Feß stand dem Kopfe nicht minder keck, als das auch hier blinkende Stilet dem ledernen Hüftengurt.

Innen und Außen hielten Bersaglieri mit gezogenem Hirschfänger an der Thüre Wache, das Jägergewehr am Riemen über die Schulter gehängt, den niedern, schwarzen, runden Filzhut mit breiter Krempe und schwarzem Roßhaarbusche etwas auf die linke Schläfe gedrückt, den schwarzgrauen Mantelkragen nach spanischem Muster zumeist auf die linke Achsel hinübergeschoben.

Man hatte die Gefangene auf einem Tragsessel die Treppe hinaufgeschafft und Gehrt war in Beglei-

tung dreier Legionäre ihr gefolgt. Er trug sein Haupt bald hoch, bald senkte er es, um die wechselnden Farben seiner Wangen zu verbergen.

Als die Fürstin in die Reihe der übrigen Gefangenen getragen worden war, wies man Gehrt seinen Platz unter den Umherstehenden an, und fuhr dann in dem unterbrochenen Verhöre fort.

Ein neapolitanischer Schweizer-Major saß am äußersten Ende des Ganges, welcher zwischen den Gefangenen und den mit dem Auswechselungsgeschäfte beauftragten republikanischen Offizieren frei geblieben war. Er hatte sich vor einigen Stunden von der feindlichen Seite unter dem Schutze der Parlamentärflagge im Hauptquartier der Sieger eingefunden, um die Auslösung der eigenen wie die Rückgabe der auch den Republikanern abgenommenen Gefangenen einzuleiten, und obschon das frühe Entgegenkommen hie und da befremdete, hatte man doch ohne Verzug auch von römischer Seite zur Erledigung dieses Geschäftes die Hand geboten.

Die einzigen hierbei beobachteten Förmlichkeiten bestanden in dem Namen- und Rangermitteln der Gefangenen, da die militairische Bedeutung der Letztern den Maaßstab abgab, wie Viele oder auch wie

Wenige den Einzelnen im Tausche aufzuwiegen vermochten.

Nachdem alle Gefangenen in dieser Weise gemustert und dann wieder abgeführt worden waren, kam die Reihe an die vorgebliche Sicilianerin. Wenn aber zuvor das Volk draußen ihre Verhaftung mit Leidenschaftlichkeit betrieben hatte, so schien hier im Palast unter lauter Männern und Waffentragenden und inmitten der mannigfachen persönlichen Parteiungen, das Interesse für ihre Festhaltung oder höchstmögliche Verwerthung bis zur Nachlässigkeit abgeschwächt. Nur mit großer Anstrengung hatte der junge Sogliani verhindert, daß die Verwundete, wie eine durch Zufall mitgeschleppte Marketenterin, ohne jede Gegenleistung ausgeliefert werde, und die Worte: „man führe nicht mit Weibern Krieg“, wurden in um so selbstverständlicherem Tone wiederholt, je mehr der neapolitanische Major sich das Ansehen gab, als hielten ihn nur Rücksichten der Höflichkeit ab, auf die allgemeine Unbestrittenheit dieses Grundsatzes noch erst besonders hinzuweisen.

Er nahm denn auch an den Fragen, welche die Verwundete jetzt zu beantworten hatte, scheinbar keinerlei Antheil. Gehrt dagegen, welcher von fern

zuhörte, lauschte mit gespanntem Ohr; denn die kurzen Auskunftsreden der Fürstin waren so stark mit sicilianischen Volksausdrücken durchmischt und klangen so verschieden von dem ihr sonst natürlichen Tone vornehmer Hoheit, daß er nur mit Mühe dem ungefähren Sinn ihrer Worte zu folgen vermochte.

Das alte Grauen wollte ihn beschleichen. Welche Meisterin in der Verstellung, welche herabziehende Mittlerin zwischen ihm und Manuela.

Als die Fragen schon spärlicher wurden und man die Gefangene einfach zu entlassen im Begriff war, hörte Gehrt seinen Namen rufen. Er fuhr zusammen, denn Sogliani's Abwesenheit und die ganze Oberflächlichkeit des Geschäftsganges hatten ihn hoffen lassen, man werde sein Zeugniß kaum noch in Anspruch nehmen. Das Blut schoß ihm von Neuem nach den Wangen.

Er stellte sich, als habe er nichts vernommen.

Auch zeigte sich's bald, daß der Ruf nicht vom Verhörstische ausgegangen war, denn die Wache vor und hinter den Zeugen machte keine Anstalt, ihn vorzuführen und das laute Durcheinander der Verhandlung ging ununterbrochen fort.

Seine Lippen begannen leise die Worte einzuüben,

mit denen er die Frage nach der Fürstin Benedetta abzuweisen dachte.

Aber es sträubte sich etwas in ihm, und während er im Stillen verneinte, bebte das unausgesprochene Bekenntniß auf seiner Zunge: „Ja, sie ist es, sie ist die Schreckliche! Reißt mich aus ihrem Netze! Rettet mich, ich stehe an dem alten schauerlichen Abgrunde!“

Einen Augenblick kam es sogar wie eine Erleuchtung über ihn. — Ja, er wollte Alles bekennen, er wollte sich selbst in erster Reihe preisgeben.

Alles bekennen! — Und Manuela?

Er blickte sich wieder verstohlen im Kreise der gebräunten Gesellen um, die in frischer trotziger Gesundheit drein schauten und heute ganz so für Lust und Liebe des Lebens geschaffen schienen, wie sie gestern mit dem Tode im fröhlichen Würfelspiel sich getummelt hatten. Wohl, wer von ihnen würde endlos, wie er es that, seinem Gewissen Rede stehen? Wer von ihnen allen würde säumen, beherzten Muthes den schwindelnden Steg zu betreten, an dessen äußerstem Ende ein Wesen stand und harrte wie das ihn zu Glück und Wonne Herbeiwinkende?

Und hatten sie nicht Recht? hatte nicht allein Recht im Leben, wer nicht grübelt und wägt, wer beherzt

dreingreift, wer die Stunde, den Augenblick verwerthet, die Jahre aber gehen läßt, wie sie wollen?

Wieder murmelten seine Lippen leise vor sich hin: Dies Weib ist die Benedetta nicht! Foltert mich, wenn ihr wollt; ich gebe keine andere Antwort.

Aber sein Blick suchte doch unstät weiter. Und nun hörte er von Neuem seinen Namen rufen, diesmal ganz in seiner Nähe, als ob man ihn unter den Zuschauern suche. Und jetzt blinzelte ein rothbärtiger Lancier, welcher in Gehrts Nachbarschaft stand, spöttisch über die Achsel, als mache es ihm Spaß, mit seinen herkulischen Schultern zwischen dem Suchenden und dem Gesuchten zu stehen und dem kleingewachsenen Alpenschützen drüben einen Possen zu spielen. Denn eben mühte Sogliani's feines Köpfchen sich vergebens, zwischen den weißen Kapuzmänteln der Kavalleristen den Pflegling der Samaritana ausfindig zu machen.

Endlich hatte Gehrts hoher Wuchs ihn doch verrathen.

Im nächsten Augenblicke bahnten sich zwei Bersaglieri den Weg zu ihm und Sogliani's jugendlich helle Stimme klang von Neuem an Gehrts Ohr.

„Hier ist endlich Borgani selbst, Signore,“ rief

er, „hier — geschwind, schüttelt einander die Hände und dann gemeinsam an's Werk!"

Während er so sprach, war ein Gesicht, das in seiner frischen Jünglingsschönheit nur eine andere Tonart des lieblichen Schwesterantlitzes schien, hinter dem Kameraden zum Vorschein gekommen und eine feine, aber sonnenverbrannte Hand streckte sich über die niedrige Schulter Sogliani's.

Gehrt stand sprachlos.

„Vor Allem Verzeihung, Signore," fuhr Sogliani geflügelten Wortes fort, „Verzeihung, daß ich Sie wider Ihren Willen hierher schleppte. Sie werden sehen, Ihre Anwesenheit ist unbedingt nöthig. Weder ich noch Borgani haben über die Sicilianerin Anderes als Vermuthungen und weit und breit ist kein glaubwürdiger Zeuge aufzutreiben. Dabei — sehen Sie nur selbst, dabei hasten dort unsere Herren, als könne man dem König Bomba schon aus Etiquetterücksichten seine Getreuen nicht rasch genug zurückschicken."

Er dämpfte die Stimme, denn vom Verhörstische herüber rief der Protokollführer um Ruhe. „Aber," fuhr er fort, „die verruchte Gefangenwärterin meiner Schwester soll uns nicht so leichten Kaufes durch die Maschen gehen. Nur einen Augenblick Geduld. Ich

führe Sie gleich an eine Stelle, wo Sie bis nach dem Sitze der Quasi-Sicilianerin hinübersehen können."

Gehrts Sinne lagen wie in einem Bann. Er hörte, er sah, aber sein Geist vermochte nicht zu folgen. Der Lombarde hob sich auf den Fußspitzen empor, schien indessen auch so nicht groß genug zu sein, um über die Achseln des Andern fortzusehen. „Da drüben," sagte er, „da drüben ganz am Ende des Ganges meine ich ein Stück ihres Kleides zu erblicken, aber es stehen zu viele Gaffer im Wege. Warten Sie nur, Signore, man wird uns gleich rufen." Borgani, der die Lippen schon wiederholt zum Fragen geöffnet hatte, suchte jetzt sich hinter dem Kameraden hervorzuarbeiten.

„Wir haben uns schon einmal von Weitem begrüßt, Signore," begann er, und Gehrt glaubte die Stimme der schönen Zwillingsschwester zu vernehmen, „aber damals durfte ich nicht mit Ihnen reden. Sie waren noch zu schwach, die Samaritana litt es nicht."

„Ich weiß," sagte Gehrt mit einem mühsamen Athemzuge.

„Seitdem," fuhr der Andere fort, „hat mich der Krieg festgehalten; ich konnte nicht einmal für Ihre Botschaft danken, so viel ich auch noch nebenbei zu

fragen hatte. Aber hier," er drängte sich mit Gewalt zu Gehrt durch und schüttelte ihm die Hand, „hier hole ich's nach, Signore. Und nun, bitte, lassen Sie mich rasch Alles erfahren, wo sahen Sie meine arme Schwester, Signore? Hat sie mich noch immer lieb? Hängt sie noch an mir?"

Gehrts Lippen bebten. „Sie fragen noch!" war Alles, was er herausstoßen konnte.

„O, Signore," rief der junge Schütze mit leidenschaftlicher Geberde, „was gäbe ich darum, nur fünf Minuten lang an Ihrem Platze gewesen zu sein, das heißt — verstehen Sie mich nicht falsch — nach Neapel selbst zieht mich nichts zurück, per Dio! La patria ist auch hier, ist auch anderer Orten. Aber meine Schwester ist nur in Neapel, und es giebt nur eine solche Schwester, es giebt nur die eine Manuela." Thränen füllten seine Augen. „O, Signore," sagte er, „lachen Sie nicht! Was kann ich dafür? Wir sind einmal nicht wie andere Geschwister! Ich bin ein Kind, wenn ich an Manuela denke, wenn ich denke, wie sie leiden wird um mich, um mich und um den armen verschmachtenden Paolo! Per Dio, per Dio, giebt es Elend auf Erden!"

Seine schwarzen Wimpern zitterten. Er strich

unwillig mit dem Aermel über die Augen und starrte beschämt, und doch seiner Bewegung noch nicht Herr, in anderer Richtung. Gehrt war bei der Erwähnung Paolo's bleich geworden. Eben noch durch die holde Aehnlichkeit der Geschwister in den Wahn der wirklichen Nähe Manuela's eingewiegt, schien sich auf einmal wieder eine Kluft zwischen ihr und ihm aufgethan zu haben, über welche keine Brücke hinüber führte.

„Und ist jener Gefangene," fragte er stockenden Tones, „denn also doch der Verlobte Ihrer Schwester Manuela?"

„Per Dio, si!" bejahte der hinzutretende Sogliani statt des Gefragten.

Ein lauter Ruf, von dem Verhörstische herübertönend, beschied in diesem Augenblicke den Zeugen vor die Schranken.

„Kommen Sie!" rief Sogliani, „und auch Du, Borgani."

Er hatte sich, während er noch sprach, mit dem Kameraden Bahn gebrochen und wollte Gehrt hinter sich drein ziehen.

„Kommen Sie, Signore," drängte er von Neuem, da Gehrt zu folgen zögerte, „es ist Gefahr im Verzuge! Ich bitte, ich beschwöre Sie, nur jetzt keine

Zeit verloren! Wir haben vorher schon die größte Mühe gehabt, die Auslieferung aufzuhalten."

Er wollte ihn weiter ziehen, aber Gehrt begann Widerstand zu leisten.

„Sie wollen nicht mit uns gehen?" wandte Sogliani, mit flammender Röthe im Gesicht, sich zurück. „Hier, Signore, bei allen Heiligen, man ruft schon wieder!"

„Ich kann nicht," sagte Gehrt, „ich kann nicht Zeugniß geben!"

„Nicht gegen die Benedetta?" rief Sogliani mit Heftigkeit.

„Lassen Sie mich!" stieß Gehrt heraus.

„Sie müssen, Signore!"

„Ich?"

„Sie!"

„Ich verweigere Auskunft."

Borgani war Sogliani's Ungestüm in den Weg getreten. „Verstehen Sie uns recht," sagte er beschwichtigend, „es ist uns ja nicht um Rache zu thun!"

„Und gälte es selbst Rache zu nehmen," rief Sogliani, „per la madre di Dio, warum sollten wir die Gelegenheit nicht nützen?"

„Nützen Sie die Gelegenheit, wenn Sie wollen,"

sagte Gehrt, noch immer gegen seine Beklemmung ankämpfend und doch schon mit bewußter Besonnenheit den ihm nahegelegten Weigerungsgrund festhaltend, „rächen Sie sich, Signori. Ich will nicht gegen ein wehrloses Weib Zeugniß ablegen."

„Aber, Signore," rief der Mailänder mit ironischer Betonung, „welche Ritterlichkeit! Wozu gegen diese nichtswürdige Kreatur den Galantuomo spielen? An meiner Schwester allein hat sie zwanzig Mal den Tod verdient. Und nun schauen Sie nur selbst, da, da! Mit welcher herausfordernden Keckheit blickt sie über die Achsel nach Ihnen herüber. Ich denke doch, wenn Weiber Männerrollen spielen, so haben sie ihrer Vorrechte sich selbst begeben."

Gehrt hielt die Augen abgewendet, aber während er zu folgen sich weigerte, hatte das Ungestüm Sogliani's ihn dennoch bis in die Nähe der Gefangenen gedrängt. Jetzt stand er vor dem Tische, an welchem die drei mit der Auswechselung beauftragten Offiziere saßen.

„Wer sind Sie?"

Er schwieg. Die Frage wurde in französischer Sprache wiederholt.

Gehrt stand bewegungslos und ohne den Blick nach der Fürstin hinüber zu wenden.

„Der Zeuge scheint weder Italiener noch Franzose," sagte der Protokollführer. „Ist keiner unserer Schotten in der Nähe? Oder vielleicht versucht der Schweizer-Major ein paar deutsche Fragen?"

„Ich verweigere jede Auskunft," sagte Gehrt in englischer Sprache, und ein in den letzten Reihen der Zuschauer stehender Legionair verdollmetschte die vernommene Weigerung aus der Ferne.

Die Fürstin ließ einen gelassen stolzen Blick über die Versammelten gleiten; aber gleich darauf schien sie sich zu erinnern, daß die Rolle der geängstigten und wehklagenden Sicilianerin noch nicht zu Ende sei. Sie bückte sich nach der Seite ihres verwundeten Fußes und stöhnte.

Unter den drei Offizieren am Verhörstische gewann die Ungeduld wieder die Oberhand. Augenscheinlich waren sie nach ihrer Meinung durch die ganze Angelegenheit schon viel zu lange von den dringenderen Geschäften draußen abgezogen worden. Jetzt noch mit der Hartnäckigkeit eines jener Insulaner kämpfen zu sollen, die aller Orten ihre heimischen Rechte durchsetzen möchten, schien vollends ihre Nachgiebigkeit zu übersteigen. Die lebhaften Vorstellungen der beiden Schützen begegneten daher immer lauteren

Einwendungen, und die jugendliche Leidenschaftlichkeit der Ersteren führte endlich zu einem Auftritte voll so heftiger persönlicher Angriffe und Erwiderungen, daß die eigentliche Verschulderin des Wortwechsels kaum noch dabei in Betracht kam.

Die Fürstin schaute, wieder in ihren Sessel zurückgelehnt, dem ungestümen Scharmützel mit einer behaglichen Ruhe zu, als sitze sie in einer Theaterloge von St. Carlo. Dann aber von Neuem ihrer Rolle eingedenk, seufzte sie und rief im platten Sicilianisch dazwischen, sie habe nie geahnt, daß die Donnine in Rom eine so gesuchte Waare seien. Der Papst müsse wohl eine hübsche Menge mit nach Gaëta geschleppt haben, daß man jetzt selbst alten Weibern nachstelle. Der Major schmunzelte und die Nächststehenden spannen den Einfall lachend weiter aus.

Inzwischen hatte sich Sogliani von den Offizieren ab und gegen Gehrt gewandt, um ihn mit bittern Vorwürfen zu überhäufen. Dieses schien das Zeichen zu allgemeinem Aufbruch. Der neapolitanische Major erhob sich, um mit dem Protokollführer die beiderseitigen Gefangenenlisten noch einmal durchzuzählen. Die Offiziere winkten die Wachen herbei, um die letzten noch zur Auslieferung abzuführen. Die wenigen

noch anwesenden Zuschauer begannen sich zu entfernen.

So lange das laute Gespräch und Geräusch der Hinauseilenden die Worte Sogliani's übertönte, hatte Gehrt, immer noch im Kampfe mit den widerstreitendsten Empfindungen, die leidenschaftliche Beredsamkeit des Mailänders in achtloser Verschlossenheit an sich heraustoben lassen. Jetzt, da der Saal fast leer war, gebot er ihm im strengen Tone Schweigen. Dann, als die Stimme seines Widersachers nach und nach verstummte, beugte er sich zu Borgani hinab.

„Conte," sagte er gedämpften Tones, „verständigen wir uns."

Der Mailänder lachte bitter spöttisch auf.

„Wollen Sie mich anhören, Conte?" fragte Gehrt.

„Reden Sie," rief Borgani, während er mit unmuthfunkelndem Auge der Gefangenen nachblickte, deren Fortschaffung der Major soeben bewerkstelligte. „Reden Sie!" Und er zwang sich zur Ruhe, während Sogliani's Augen an den Offizieren hafteten, welche dem zum Schlusse eilenden Protokollführer ungeduldig über die Achsel schauten.

„Signori," begann Gehrt von Neuem zu den beiden Schützen gewendet, „wenn der Gefangenen auch nur

ein Haar gekrümmt werden soll, so zwingt mich keine Macht auf Erden, sie anzublicken und über sie Rede zu stehen. Aber es giebt vielleicht ein Auskunftsmittel. Conte Borgani, bürgen Sie mir mit Ihrer Ehre dafür, daß sie unversehrt entlassen werden wird?"

„Sie ist schon entlassen!" knirschte Sogliani und ballte die kleine Faust.

„Noch nicht."

„Man hat sie schon in's Nebengemach getragen."

„Gleichviel, noch ist sie hier im Palazzo; bürgen Sie mir?"

Borgani wendete das Haupt nach Gehrt hinauf. „Und wenn wir selbst Beide unsere Ehre verpfänden wollten," sagte er, „Sie sehen ja, Signore, welche Macht wir hier besitzen."

„So schaffen Sie mir bessere Bürgschaft," sagte Gehrt. „Noch ist es Zeit. Ich rede unter keiner andern Bedingung."

Sogliani zog den Gefährten bei Seite. Er gesticulirte mit Heftigkeit. Sie tauschten flüsternde Worte. Dann eilte Borgani fort und der Mailänder begab sich noch einmal zu dem Protokollführer, um die eilende Feder desselben in ihrer Hast aufzuhalten.

Das Nebengemach war nur durch einen halbge=

schlossenen Vorhang von dem großen Verhörssaale getrennt. Die Fürstin hatte ihren Sessel dicht hinter den Vorhang stellen lassen, von wo aus die beiden Bersaglieri und jetzt der alleinstehende Gehrt ihrem Auge erreichbar blieben. Sie schien beunruhigt. Aber ihr gespannter Blick begegnete nicht dem seinen. Er schaute starr auf den Boden und rührte sich nicht.

Endlich kam Borgani athemlos zurück. Er hielt ein frischbeschriebenes Papier in die Höhe und rief Sogliani herbei.

„Hier ist die Bürgschaft."

„Du sprachst Roselli selbst?"

„Lies."

„Da haben Sie seine eigene Handschrift," rief Sogliani. „Hier, Signore, sind Sie jetzt befriedigt?"

Gehrt blickte in das Papier. Es zitterte in seiner Hand, aber er entzifferte dennoch den Inhalt. Der Gefangenen war Verschonung von jedem weiteren Verhöre und bedingungslose Freiheit gewährt.

Noch einen Augenblick stand Gehrt unschlüssig. Dann schaute er von dem Blatte empor und sagte mit erzwungen fester Stimme: „Bleiben Sie hier, Signori, gleich bringe ich Ihnen Bescheid."

Die Fürstin hatte ihn von ihrem Verstecke aus

mit immer angestrengteren Blicken bewacht. Als er sich ihr näherte, zog sich auch der neapolitanische Major zurück. Die schwatzenden und fortverlangenden Offiziere schauten von der gegenüberliegenden Saalthüre, wo sie schon wieder an den draußen fortgesponnenen Kriegsplänen und Ueberrumpelungs-Entwürfen Theil nahmen, nach dem brittischen Sonderling hinüber. Der Protokollführer hatte die Feder hinter's Ohr gesteckt, und stützte das breite bärtige Gesicht abwartend auf beide Fäuste.

„Fatte presto, Excellenza!“ rief er dem im Nebengemache Verschwindenden nach, „fatte presto,“ und fügte den römischen Bettelruf parodirend hinzu: „morte di fame,*) Excellenza, morte di fame.“

Gehrt stand vor dem Sessel der alleinverbliebenen Gefangenen. Sie suchte sein Auge, doch er wich ihrem Blicke aus.

„Antworten Sie mir in dieser selben Sprache,“ sagte er auf Englich, „und hören Sie mich ruhig an.“

Die Fürstin, die gespannte Aufmerksamkeit der von dem Saale aus sie beobachtenden beiden Schützen gewahrend, war bei dem ersten fremdländischen Laut erblaßt. Aber sie faßte sich rasch und schwor bei allen

*) Halbtodt vor Hunger.

Heiligen von Messina und Palermo, daß ihr nie ein Mensch von so beispielloser Habgier vorgekommen sei. Sie kehrte ihre Taschen um. Sie focht mit den Händen in der Luft, daß der Vorhang sich bauschte. Es sei unerhört, sprudelte sie, was für bunter Gesellschaft man unter den Herren Italianissimi hier begegne.

Gehrt stand wie eine Bildsäule und wiederholte Wort für Wort seine Anrede.

Von Neuem statt der Antwort italienische Spotttitel, von Neuem das Geberdenspiel der allernaturwüchsigsten Erboßung.

Aber dazwischen schlüpften diesmal verständlichere Winke in abgerissenen Worten.

„Was führen Sie im Schilde?" konnte Gehrt aus den eingestreuten Bruchtheilen zusammenlesen. „Seien Sie auf Ihrer Hut! Ich kenne keine Schonung gegen Verräther."

„Geduld!" sagte Gehrt, ohne seinen Ton zu verändern. „Hier halte ich Ihren Geleitsbrief. Erfüllen Sie meine Bedingungen, und Ihre Gefangenschaft hat ein Ende."

„Welche Bedingungen?" klang es, wieder nur für ihn verständlich, aus einem Gemisch der leidenschaftlichsten Apostrophen, während ihr Auge das ihr vorgehaltene Blatt überflog.

„Können Sie Anstalt treffen," fragte Gehrt, „daß zwei Personen, die ich Ihnen nennen werde, im Wechsel mit Ihnen ihre Freiheit zurückerhalten?"

Die Fürstin sah ihn scharf an; noch immer suchte sie die Rolle der Verwunderten fortzuspielen, aber schon mit minderem Gelingen. „Welche Personen?" fragte sie, indem sie, durch das Gelesene über die Gefahr dieser Begegnung einigermaßen beruhigt, die sicilianische Verbrämung ihrer Worte allmälig mehr und mehr bei Seite ließ. „Welche, Signore? Sie spielen mit gefährlichen Waffen!"

„Zuerst die Schwester Sogliani's ..."

„Wen?!"

„Die Marchesina, welche mir zur Flucht ..."

„Die nicht!" fiel die Fürstin mit Heftigkeit ein, „die nicht!" wiederholte sie gedämpften Tones und drückte sich tiefer in die schützenden Falten des Vorhangs. „Sie ist eine Verrätherin! Sie hat Monate lang meine geheimsten Gedanken belauscht. An meinem Tische, in meiner täglichen Umgebung, wo ich ging und stand ist sie mir nahe gewesen. Die nicht! Die um keinen Preis!"

Gehrt sah auf, um die leidenschaftlich Erregte mit einem raschen Blicke zur Vorsicht zu mahnen.

Aber es graute ihm, indem er dem Auge der Fürstin begegnete, und er schlug die Wimpern von Neuem nieder. Dennoch hatte die Fürstin Zeit gehabt, den Schmerz, mit welchem er noch immer rang, in seinem Auge zu lesen. „Und Sie, Signore?“ fragte sie, plötzlich ihre Heftigkeit zügelnd, „und Manuela? Ist das die richtige Art, uns wieder zu verbünden?“

„Die Zeit drängt,“ sagte Gehrt tonlos. „Willigen Sie ein?“ Er sah in den Saal hinüber, denn zwei der Offiziere schienen im Begriffe, näher heran zu treten.

Die Fürstin gewahrte es. Sie wurde unruhig. „Entsetzlicher Aufenthalt!“ sagte sie. „Von welchem andern Namen sprachen Sie, Signore?“

„Von Paolo,“ antwortete Gehrt.

Die Fürstin neigte das Ohr, als mißtraue sie ihrem eigenen Gehörsinn.

„Paolo Falconi?“ wiederholte sie gedehnt. „Der Verlobte Manuela Borgani's?“ Sie sah ihn mit großen Augen an, und das Gemisch von Leidenschaft, Berechnung und Schlauheit, das ihre Mienen bis dahin entstellt hatte, begann allmälig der natürlichen Hoheit ihrer Züge zu weichen. „Signore,“ sagte sie und schüttelte bedächtig das Haupt, „hier strecke ich

die Waffen. Meine Lehrjahre beginnen wieder von Neuem."

Die Offiziere waren näher gekommen.

„Es wird zur Mahlzeit getrommelt!" rief der Eine. „Wollen die Herren Bersaglieri um ihre Helena noch länger streiten? Ich beginne etwas von der Langenweile des trojanischen Krieges zu spüren."

„Nur noch einen Augenblick!" bat Borgani, denn die Gefangene winkte so eben den neopolitanischen Major herbei. Sogliani schaute aus der Ferne grollenden Blickes bald auf die Fürstin, deren Mienen sich bei dem Näherrücken der Entscheidung von Neuem umwölkt hatten, bald auf den in stummer Theilnahmlosigkeit neben ihr stehenden Gehrt. Als der Major zur Stelle war, schien die Fürstin einen letzten Versuch machen zu wollen. Sie wendete sich zu Gehrt; sie sandte ihren Blick noch einmal fragend zu ihm hinauf. — Aber er wies auf den Herbeigerufenen hin, und die Fürstin neigte sich gegen das Ohr des Letzteren.

Bis dahin hatte Sogliani an sich gehalten. Jetzt, wo der veränderte Ton der Gefangenen, und noch mehr derjenige des Majors, den letzten Schein von Täuschung zu verschmähen schien, brach sein Unmuth in wildem Zornergusse los. „Sie ist es!" rief er,

mit Leidenschaftlichkeit nach seinem Gürteldolche greifend, „sie ist's, die verruchte Benedetta! Laß mich los, Kamerad, laß mich los! Und wenn ihr hundert Geleitscheine das Leben verheißen, ich will ihr nicht umsonst so nah gekommen sein!" Er rang mit dem ihn zurückhaltenden Borgani, und dann mit einem der zu seiner Abwehr herbeigesprungenen Offiziere. Karabinieri eilten aus dem Korridor zurück. Die Unruhe wurde allgemein.

Gehrt sah den Sturm, welchen er heraufbeschworen hatte, näher und näher kommen. „Erfüllen Sie meine Bedingung!" rief er der Fürstin zu, und im nächsten Augenblicke dictirte die Angerufene dem Major das von Gehrt Verlangte in die Feder.

Während er noch schrieb, begannen die Offiziere allmälig den Zusammenhang zu errathen. Sogliani's Leidenschaftlichkeit hatte ansteckend gewirkt. Man berieth, ob es nicht passend sein werde, die Gefangene am Nachmittage von Neuem zu verhören. Der Protokollführer nahm sogar seinen Platz schon wieder ein, denn ehe zum zweiten Male getrommelt werde, — meinte er — pflege man ohnehin vor leeren Schüsseln zu sitzen, und nach der Siesta habe er nicht gern noch einmal mit Dinte und Feder zu thun, zumal wenn

Roselli für Wein gesorgt haben sollte. Auf der andern Seite schien die Fürstin im Begriff, die Gefahr des Augenblickes noch durch einen Ausbruch schmähender Verachtung auf die Spitze zu treiben. Gehrt suchte diese verfängliche Lage durch Drängen und Beeilen des schreibenden Majors zu verkürzen. „Ich tausche den Geleitsbrief gegen Ihre Verschreibung aus,“ sagte er, „kommen Sie zum Schluß.“

Die Fürstin hatte sich in ihren Sessel zurückgelehnt. Sie bewachte mit gespanntem Auge das unruhige Treiben im Saale. Es war als sammle sie ihre Kräfte, um einem allgemeinen Ausbruche begegnen zu können. Dazwischen trieb auch sie den Schreibenden zur Eile. Sie hatte augenscheinlich das raschmöglichste Beschwichtigen ihrer beiden hartnäckigen Gegner als das jetzt Wichtigste und Dringendste erkannt. „Melden Sie ihnen einstweilen,“ rief sie zu Gehrt gewandt, „was ich versprach.“

Aber dieser hatte eben das die Auslieferung verbürgende Papier dem Major abgenommen und war schon auf dem Wege in den Saal zurück. Mit Mühe gelang es ihm, Sogliani und Borgani von den Uebrigen zu trennen. Er führte sie auf die Seite und ließ sie das Schriftstück lesen. Der Beauftragte des

neapolitanischen Generals verbürgte darin die Auslieferung der beiden politischen Gefangenen, Camilla Sogliani und Paolo Falconi, wogegen er den Geleitschein Roselli's bis zur Erledigung jenes Geschäfts, für die kriegsgefangene Sicilianerin Cölestina in Anspruch nahm.

Die erste Ueberraschung der beiden Lesenden machte sich in einem lauten Freudenausbruche Luft. Selbst die kaum verklungenen Verwünschungen des heißblütigen Lombarden waren in Jubel und Evviva's umgeschlagen. Nur mit Mühe gelang es Gehrt, jetzt auch für die Lage der Gefangenen seinem Worte Gehör zu verschaffen. Borgani versprach zuerst, was Gehrt von ihm verlangte; nach und nach fügte sich auch Sogliani, und Beide gelobten endlich, mit ihrem Leben dafür einzustehen, daß Roselli's Geleitschein in seiner vollen Bedeutung bis zur Auslieferung jener Erlösten die Gefangene schützen und gegen jede Unbill sicher stellen solle.

Dann eilte der Lombarde zu den Uebrigen zurück, und während Borgani mit dem Papiere in der noch immer vor Freude zitternden Hand ihm langsam folgte, beobachtete Gehrt, schon am Ausgange des Saales stehend, wie sich am Verhörtische die kurz zuvor so

stürmisch bewegten Wellen zu besänftigen begannen, und endlich, als gar die Trommel zum zweiten Male zur Mittagstafel Roselli's rief, sich bis zur völligen Ruhe glätteten.

Gleich darauf drängte es an ihm vorüber und auf den Korridor hinaus. Gehrt hörte wie ein Lauffeuer die Kunde von Mund zu Munde fliegen, das seit dem Morgengrauen gesuchte bischöfliche Flaschenlager sei endlich glücklich aufgefunden worden, und Roselli habe alle Offiziere zu einer sofortigen Weinprobe entboten. Dazwischen gab es wieder Gerüchte aus Rocca di Papa und andern Ortschaften, wo man in jenen Tagen päpstliche Schlüssel-Soldaten versteckt glaubte und ihnen auf die Spur gekommen sein wollte. Verflackert in dem Wehen der allgemeinen Kriegesfackel war das kleine winzige Flämmchen, das die beiden Bersaglieri eben vorher fast zu einem verheerenden Brande angeblasen hätten. Papier und Feder lagen auf dem Boden. Fort ging's, den lebendigern und greifbarern Interessen der Gegenwart nach.

Nur vor dem Nebengemache, dessen Vorhang jetzt geschlossen war, gähnte ein mürrischer Legionair als Wacht- und Ehrenposten der Fürstin Benedetta.

Gehrt hatte, jetzt am Ausgange des Saales stehend,

fast Alle, unter ihnen Sogliani Arm in Arm mit dem runden Protokollführer, an sich vorübergehen lassen. Eine öde Gleichgültigkeit lag wie ein Nebel auf seinem Geiste. Es trieb ihn nicht in die wiedergewonnene Freiheit hinaus. Er säumte und säumte — die ganze Welt schien ihm ein einziger großer Kerker.

Endlich wandte er sich zum Gehen. Aber er war noch nicht über die Schwelle des Saales hinaus, als er eilende Schritte hinter sich vernahm. Im nächsten Augenblicke sah er sich von Borgani überholt.

„Wohin, Signore?“ hörte er sich angerufen. „Wollen Sie denn ohne Dank von hinnen? Gönnen Sie mir nicht die Freude, Ihnen wenigstens zu sagen, wie glücklich Sie mich, wie selig Sie meine Schwester gemacht haben?“

Ueber Gehrts Wangen flammte ein glühendes Roth. Aber seine Lippen hatten keine Antwort, er konnte nur abwehren.

„Sie sollen von ihr hören, Signore!“ rief der junge Schütze mit treuherzig kindlicher Wichtigkeit, „ich werde Ihnen Nachricht geben, wohin Sie sich auch wenden, hier haben Sie mein Wort. Wir wollen Ihrer in Dankbarkeit gedenken — das ist die einzige Münze,“ setzte er hinzu, „in welcher Verbannte zahlen können.“

Er hatte seinen Arm nach Gehrts Nacken ausgestreckt, und ehe Gehrt die wirr durcheinanderwogenden Empfindungen seiner Brust zu einem warmen Abschiedsworte abzuklären vermochte, fühlte er Manuela's Ebenbild einen festen Kuß auf seine Lippen pressen.

Er schloß die Augen. Es war ihm, als ob ein heftiger Schmerz bei dieser Berührung ihm die Besinnung rauben wolle. Fast mit Gewalt machte er sich los. Dann taumelte er wie ein Berauschter aus dem Saale hinaus und die Treppen hinab in's Freie.

Zwölftes Kapitel.

„Enfin!" rief eine wohlbekannte Stimme aus dem Campagna-Grase heraus, als Gehrt, die Nachwehen dieses Tages noch als eine müde Stumpfheit in Kopf und Gliedern mit sich schleppend, gegen Abend mit seinem Vetturin wieder nahe an Roms Mauern gelangt war.

„Enfin! So hat mein Esel doch Recht gehabt. Keine Möglichkeit, ihn von den Disteln fortzubringen. Er mußte wittern, daß Sie im Anzuge waren. Arri, Arri!"

Mit diesen Worten sprang der Pikarde aus dem Grase auf und machte sofort auf sein entweichendes Grauthier Jagd. „Arri, Arri! Die Ehre, die euch in Jerusalem zu Theil wurde, hat euch doch sammt

und sonders den Kopf verdreht. Eh, ventre gris! Da sehen Sie nur, wie er bockt, der Ritter vom Kreuz! Aber nun, ordre parirt, Vierfuß! Stillgestanden!" Und er schwang sich in den niedrigen Sattel.

Wenige Augenblicke darauf trabte das Eslein mit dem muntern Reiter neben dem Wagen einher, und Gehrt mußte sich nach und nach berichten lassen — wie wenig er auch durch Fragen dazu anregte — was den Freund Brissacs zu so später Stunde in die Campagna hinausgelockt hatte.

Es war eben nichts Erbauliches, und gestern noch wäre in dem, was der Pikarde vermeldete, eben für Gehrt Stoff genug zu peinlichster Unruhe enthalten gewesen. Schon in den Morgenstunden war die Casa di Moustier mit zwei bis drei verdächtigen Gesellen umstellt worden. Man hatte nach dem englischen Bildhauer gefragt. Man hatte wissen wollen, von welcher Seite er wieder in Rom einfahren und wer ihn begleiten werde. Unzweifelhaft war irgend eine Untersuchung gegen ihn im Keimen, und es galt zuvörderst — so schien es — sich seiner Person zu versichern.

Um diesen Anschlag zu vereiteln, hatte der Pikarde

sich auf den Weg gemacht gehabt, und jetzt wollte er denn vor Allem den Umspähten von der Rückkehr in die bisher mit ihm getheilte Wohnung abhalten.

Er fand wenig Widerstand. Gehrts Stimmung war eine so gedrückte, die am Morgen vernommenen Enthüllungen in Betreff Arabella's, die inneren Kämpfe, welche dem Aufgeben Manuela's vorausgingen, die stundenlange Nähe der Fürstin Benedetta hatten sein Gemüth so überstürzend aufgeregt, und dann eine solche Abspannung und Lebenssattigkeit auf dem Grunde seiner Seele hinterlassen, daß er sich dem Winke eines Kindes gefügt hätte.

So wurde dem Vetturin denn die Weisung, blindlings zu folgen, wohin das Eslein laufen werde, und bis an das nächste Thor trabte der Pikarde trällernd, und des Thieres Weichen mit den Stiefelabsätzen im Takt bearbeitend, lustig vorauf.

Nahe bei der Dogana-Wache angelangt, kam er indessen plötzlich mit einer absonderlichen Grimasse und einer entsprechenden Fingerpantomime wieder an den Wagenschlag heran. „Les messieurs vous saluent!“ sagte er; „Ihre zwei Inseparables sind wieder auf unseren Fersen. Tiens! Eben kommt auch der dritte hinter dem Rohrfelde zum Vorschein. Wenn ich

Sie in diesem Augenblicke in dem Silberschranke des heiligen Vaters sicher verschlossen wüßte, parbleu! Mr. Gehrt, ich würde meinem Distelfink hier unter mir vor Freude die Bastonnade geben."

Er begann eine Menge Vorschläge auszukramen, wie man das spionirende Kleeblatt ermüden und in die Irre führen könne, und eine gute Strecke um die Stadtmauer herum versuchte er, dem Wagen von Neuem vorauftreibend, wie weit sich seine Mittel bewährten. Die Verfolger verschwanden indessen immer nur auf kurze Zeit, und wenn der Wagen ihnen eben aus dem Gesichte gekommen schien, so tauchte einer der drei Genossen unverhofft an einer buschigen Wendung des Weges wieder auf. Endlich meinte der Pikarde selbst, die Casa di Moustier sei unter so bewandten Umständen dem Umherirren im freien Felde vorzuziehen, und bald darauf rasselte der Wagen durch den hohen Bogen der Porta St. Giovanni. Bis hierher schienen sie diesmal unverfolgt gekommen zu sein. Der Vetturin hatte tüchtig austraben lassen. Eine kurze Viertelstunde später hielt er vor der Casa di Moustier. Der Pikarde eilte aus seinem Sattel zu kommen, um wenigstens die Thüre geöffnet und wieder verrammelt zu haben, ehe man sie einholen konnte.

Aber während er noch am Schlosse drehte, gewahrte Gehrt, indem er langsam die Treppenstufen erstieg, daß zwei in Mäntel gehüllte Gestalten von der entgegengesetzten Seite im Halbdunkel zum Vorschein kamen. Ein ebenfalls bis zur Unkenntlichkeit vermummter Dritter schien sich schon unbemerkt in größerer Nähe gehalten zu haben; dieser warf einen Blick in den eben wieder fortrollenden Wagen, machte den beiden Andern dann ein Zeichen, sich zu entfernen und rief ihnen halblaut im schlechten Italienisch nach: „Sie kam noch nicht mit. Also gut aufgepaßt.“

„Eh, les sacré farceurs! Da waren sie ja schon wieder,“ rief der Pikarde. „Geschwind, sehen wir, wer die raschesten Füße hat.“ Er drückte die Thüre auf und suchte den Schlüssel aus dem Schlosse zu ziehen. „Wen sucht Ihr?“ rief er zugleich über die Achsel gewandt, denn der Vermummte kam immer näher heran. „Wenn alle guten Dinge drei sind, da seid so freundlich, bei Euren Collegen zu bleiben.“

„Ich bin nur Einer,“ antwortete die schnarrende Stimme des Irländers, und Gehrt, bereits auf der obersten Stufe stehend, zuckte beim Wiedererkennen derselben unwillkürlich zusammen. „Wenn Gehrt Hansen,“ fuhr Kelly mit schneidendem Ausdrucke fort,

„sich nicht etwa vor einem einzelnen Manne fürchtet, so wird er mir wohl ein paar Worte unter vier Augen bewilligen.“ Er betrat im selben Augenblicke die Treppe.

„Lieber Mann,“ sagte der Pikarde, „Sie brauchen Ihre Zunge mit Geschick. Aber wenn ich mich nicht irre, verstößt es gegen alle Sitte, in der Stunde zwischen Hund und Wolf Visitenkarten abzugeben. Au plaisir!“ und er suchte Gehrt mit sich in's Haus zu ziehen.

Aber Kelly war schon dicht an Gehrt herangetreten und sein schwarzes blitzendes Auge suchte dasjenige des früheren Nebenbuhlers. „Sie scheinen unter Curatel zu stehen,“ rief er Gehrt spöttisch an, indem er den Pikarden, welcher Gehrt bereits halb mit sich gezogen hatte, mit einem wegwerfenden Seitenblicke streifte. „Ich gebe mich ja als Einzelner in Ihre Hände. Wollen Sie das große Wagniß nicht doch etwa bestehen? Es sind nur wenige Fragen, die ich an Sie richten möchte. Aber meine Zeit ist gemessen.“

„Treten Sie ein,“ sagte Gehrt, den der Schein von Furcht und übertriebener Vorsicht zu drücken begann. „Ich wünsche es, Amédée!“ lehnte er die

Einreden des Pikarden ab. „Und nun nichts weiter. Kommen Sie in das Haus."

Amédée protestirte von Neuem und meinte, St. Peter selbst würde so späte Gäste draußen stehen lassen. Aber als er seinen Widerspruch nicht mehr beachtet sah, gab er endlich nach, und Gehrt sammt dem Irländer folgten dem Pikarden in die dunkle Werkstatt.

Während der Letztere mit dem Verriegeln der Thüre beschäftigt war, lüftete der Irländer seinen Mantel. Eine in den Falten desselben verborgen gewesene brennende Blendlaterne kam zum Vorschein. Er setzte sie auf den Boden und Gehrt sah ihren dünnen Lichtstreifen über das Thonbild im Mittelgrunde gleiten, nicht minder über die dürren Lorbeerreiser am Kamine. Aber seine Sinne waren stumpf und lässig; weder das Sterbelager der Samaritana, noch das Bild sprachen zu ihm. Er streckte sich ermüdet auf die knisternden Zweige, stützte das Haupt in die Hand und rief dem geheimnißvollen Besucher zu, er möge sagen, was ihn hergeführt habe.

Der Irländer, immer noch mit der Laterne beschäftigt, richtete sich vom Boden auf. „Ich bat um eine Unterredung unter vier Augen," antwortete er;

„ich werde warten.“ Er kehrte das Licht nach dem Pikarden hinüber, welcher geflissentlich beim Verriegeln der Thüre zu säumen schien.

„Gehen Sie, Amédée!“ bat Gehrt den Pikarden, welcher sich gegen diese Absonderungsgelüste des Fremden zur Wehr setzte. „Gehen Sie!“ Und als der Irländer sich über die Furcht, welche er einflöße, in spöttischen Worten zu ergehen begann, drang Gehrt fast ungeduldig auf die Erfüllung seiner Bitte. Nach manchem Zungenhiebe in der Richtung des ungebetenen Gastes fügte sich der Pikarde endlich in Gehrts Verlangen, und die beiden Nebenbuhler blieben in dem halbdunklen Raume allein.

Kelly hatte nach mehrfachem Umherleuchten eine Bank ausfindig gemacht und ließ sich jetzt Gehrt gegenüber nieder. Aber er schien warten zu wollen, bis der Schritt des Pikarden verhallt war, und nur sein kurzes Athemholen verrieth seine Nähe und seine bis jetzt zurückgedrängte innere Erregung.

Als er sich endlich wieder bewegte, fiel eine Pistole aus dem Mantel neben die Laterne.

Sofort bückte er sich nach ihr; dann aber murmelte er einige unverständliche Worte zwischen den Zähnen und warf noch eine zweite auf die dröhnenden Dielen.

„Da sind gleich alle beide!“ sagte er, indem er sich gehen zu lassen begann, und ein aufmerksameres Ohr als dasjenige Gehrts hätte die zunehmende Aufgeregtheit des Sprechenden nicht überhört. „Du möchtest mir davonlaufen, wenn ich nur die eine blicken ließe,“ fuhr er fort. „So, jetzt ist Alles in guter Form, und jetzt können wir beginnen.“

Gehrt war beim Herabfallen der ersten Waffe aus seiner Erstarrung emporgefahren. Als er die zweite folgen sah, lehnte er sich auf seinen Ellbogen zurück, und die Abspannung machte sich von Neuem geltend.

„Well, Jerry, my boy!“ erklang die schnarrende Stimme des Irländers nach einer neuen Pause durch das Halbdunkel; „Du sollst mich denn doch nicht ganz umsonst zu Grunde gerichtet haben! Hier ziehe ich Deine Rechnung.“

Er schöpfte Athem. Dann fuhr er, durch Gehrts Achtlosigkeit, so schien es, nur noch mehr gereizt, in pathetisch drohendem Tone fort:

„Du wirst mir mit den Waffen in der Hand Rede stehen, Jerry. Sieh, es geht nicht anders, Du hast meine Wege durchkreuzt, wo immer ich einem Ziele zustrebte. Du hast seit Jahren auf meinen Untergang hingearbeitet. Heute endlich meinst Du den letzten

Schlag gethan zu haben, der mich fällen sollte. Aber Geduld, my boy, noch stehe ich aufrecht.“ Er erhob sich von seinem Sitze. „Es geht nicht anders, Jerry, my boy,“ fuhr er fort, „sieh, ich weiß ja, warum Du in Velletri warest, ich weiß, wer Dich dort erwartete, ich weiß, was Du mir heute auf alle Zeit verschüttet zu haben denkst —“ er lachte durch die Zähne — „verschüttet zu haben dachtest,“ verbesserte er in schnarrend spöttischem Tone; „denn, my good fellow, noch ist sie nicht in Rom, noch nicht! Und ehe sie kommt, muß Einer von uns Beiden die letzte Reise angetreten haben.“

Er langte nach den Waffen neben der Laterne hinab, und Gehrt, dessen Ohr bis dahin nur den häßlich schmähenden Klang der Worte gefaßt hatte, richtete sich, als er die Finger des Irländers plötzlich den Lichtstreifen am Boden durchkreuzen sah, von Neuem auf.

„Was soll's?“ rief er, wie aus einem Traume erwachend; aber im nächsten Augenblicke schon kam ihm eine dunkle Ahnung von dem Sinne des Vernommenen. Er wollte antworten. Dann schwankte er wieder, ob er die wilde Eifersucht des Irländers nicht in ihrem Spiel um Leben und Tod gewähren lassen solle. —

Heute gerade; es war ihm, als sei die Gelegenheit zu einem Gange mit dem verschleierten Verhängniß, das sich Sterben nennt, nie erwünschter gekommen. Er lehnte sich wieder auf seinem Lager zurück.

Aber die Hände des Irländers hatten die Pistolen noch nicht berührt. Das Schweigen Gehrts schien ihn über dessen Absichten unsicher gemacht zu haben. Auch er setzte sich wieder zurecht.

„Ich habe noch andere Waffen gegen Dich in Händen,“ begann er schnalzend von Neuem, und diesmal hörte Gehrt jedes Wort, denn der Blick auf die blitzenden Pistolenmündungen hatte seine Lebensgeister angefacht, „ich habe andere Waffen,“ wiederholte der Irländer — „vielleicht erräthst Du, welche?“

Er säumte und langte nach der Laterne, um Gehrts Gesicht zu beleuchten. „Es steht ein Junge draußen,“ fuhr er schleppend und schnarrend fort, „ein Junge, welcher früher einmal — es ist nicht gar lange her — welcher früher einmal, sage ich Dir, für fünf Paoli täglich einen Kehlabschneider bewachen mußte ... einen feinen Mann übrigens, der mit einem sehr vornehmen Weibe hand in glove war; einen Gentleman, Jerry, gewiß, denn sonst würde Kelly sich nicht mit ihm schlagen. He!“ johlte er gellend auf, als Gehrt, von

seinem Lager sich emporrichtend, die jähe Wirkung des Vernommenen kaum noch verbergen zu wollen schien, „He, bei St. Patrik! Das Bürschchen steht ja nur erst draußen! Noch hat's Dich ja nicht beim Kragen!"

Gehrt stieß den ihm noch immer die Laterne entgegenstreckenden Arm heftig fort.

„Spion!" schäumte es über seine Lippen, „Scherge!"

Eine Sekunde lang krampfte sich seine Hand und sein Auge suchte im Finstern die Gurgel des übelwollenden Eindringlings. Aber die wild auftobende Wallung wandte sich schon im nächsten Augenblicke auf sein eigenes Selbst zurück, und alle die so lange und so mühsam eingeschläferten Stimmen in der Brust des Schuldverstrickten stürmten noch einmal wie wahnwitzig durcheinander.

„Was fürchtest Du Dich denn schon wieder?" lachte der Irländer von Neuem. „Glaubst, ich werde dem Galgenvoigt den Vortritt lassen? Nonsense, Jerry! Laß Dir Zeit, my boy! Erst rechnen wir gemächlich ab und dann findet sich das Weitere .... Sieh, da sind die Würfel!" fuhr er fort, und zugleich hörte Gehrt sie neben die Waffen niederklappern. „Schau nach, wem die höchsten Augen zunächst liegen. Er soll den ersten Schuß thun. Der Andere — bei

Jove! das ist die einfachste Art — der Andere hält ihm die Laterne."

Gehrts Blicke wandten sich unwillkürlich nach der Stelle, wo eben das Licht den Boden streifte. Er bückte sich langsam. Seine Hand tastete nach dem ihm zunächst liegenden Würfel. Er zählte mechanisch die Augen.

Der Irländer hatte während dessen die eine der beiden Waffen unter seinem Mantel verborgen und die Klappen der Laterne dann nach Oben geöffnet. Jetzt stand er, ohne nach den Würfeln hinabzuschauen, in scheinbarer Ruhe da; aber das röthliche Licht umspielte, an ihm hinaufdringend, ein unstät zuckendes, leidenschaftentstelltes, verwildertes Gesicht, und auf dem negerartigen Haare rückte der breitkrempige Hut unablässig auf und nieder.

Gehrt zählte noch immer. Es war ihm, als necke ihn das plumpe Würfelpaar mit der Zahl seiner Altersjahre, und doch konnte er nie zweimal auf dieselbe Nummer kommen. Dabei blinzelten die schwarzgebeizten Augen im zitternden Scheine des Lichtes wie lauter reden wollende Geheimnisse aus dem Jenseits. Aber je länger er hinschaute, desto nächtiger fühlte er's auf sich herabkommen. Die knöchernen Vierecke

wurden Todtenköpfe, und einer wie der andere begann seine eigenen Züge anzunehmen. Endlich griff er nach der zurückgebliebenen Waffe und raffte sich aus der gebückten Stellung empor.

Auch der Irländer hatte inzwischen, als Gehrt noch immer zu zögern schien, nach der Zahl der Würfelaugen hinabgeblickt.

„Wieder das Glück auf Deiner Seite, my boy!“ sagte er in einem Tone, welcher halb wie Sorglosigkeit, halb wie mühsames Lachen klang. „Aber auch gut, my lad, auch gut! In's Herz trifft noch nicht der hundertste Schütze, nicht wahr? Laß Du mir nur einen Finger zum Losdrücken heil und ganz, nur einen Finger, hörst Du, da werde ich Dir schon noch Bescheid thun.“ Er hob die Laterne vom Böden, trat drei Schritte zurück, warf Hut und Mantel von sich und blieb dann, den vollen Schein auf sein Haupt sammelnd und mit den blitzenden Augen die Richtung suchend, wo die Dunkelheit seinen Gegner verbarg, Gehrt gegenüber stehen. „Schieße!“ sagte er.

In Gehrts Seele war, seit er die Pistole in der Hand wiegte, das Gelüst, den Gegner stumm zu machen, von Neuem laut geworden. Seine Hand zitterte vor Erregung. Die blinde Zuversicht des Irländers be-

gann ihn zu verwirren. Seine rohe Zutraulichkeit, so abweichend von seiner früheren fernhaltenden Weise, sein vernachlässigter Anzug, sein Zusammenhang mit den unheimlichen Gesellen draußen, Alles bekundete einen Zustand der Versunkenheit und Verwilderung, mit welchem der Begriff eines Ehrenhandels sich kaum reimen ließ. War sein Geist verwirrt, daß er, statt seine Helfershelfer herbeizurufen, sich allein ihm gegenüber stellte? Gehrt sah unentschlossen und zwischen Grauen und Verwunderung nach dem Gesicht hinüber, das mit heimtückischem Ausdrucke ihn im Dunkel zu suchen schien.

„Nun," rief der Irländer, „wie lange soll ich auf dem Scheibenposten stehen? Kannst auch kein Pulver mehr riechen? Oder willst warten, bis Dein kleiner Spaßmacher sich wieder in's Mittel legt?"

Eben spannte Gehrt den Hahn. Als das Knacken an das Ohr des Irländers klang, war es, als bebte er zusammen; doch hielt er im nächsten Augenblicke die Laterne nur noch höher und schaute mit noch heftiger blitzendem Auge in die bisher von ihm bald hier bald dort gesuchte Richtung seines Gegners.

„Wird's?" rief er, und Gehrt zielte.

Aber der Finger versagte den Dienst. Ein Schau-

der lähmte seine Kraft. Ein unsäglicher Widerwille legte sich wie ein dichter Nebel um seine Sinne. Er zielte und zielte und konnte dennoch nicht abdrücken.

„Wird's?“ wiederholte der Irländer.

In diesem Augenblicke hatte sich Gehrts Hand langsam aufwärts gewendet, der Widersacher schien vergessen, die kaltmetallene Mündung des Laufes suchte Gehrts eigene glühende Stirne.

Er bebte fröstelnd zusammen. Noch einmal riß er die Hand zurück.

Aber von Neuem klebte wie magnetisch angezogen das eisige Rohr an der pochenden Stirnader. Er schloß die Augen. In seinem Hirne kochte es, als sei jeder Blutstropfen ein siedender Vulkan. Er wollte den Finger vom Drücker zurückziehen, die Muskeln gehorchten nicht mehr; er meinte das Eisen bald sich von der Stirne entfernen, bald wieder herankommen zu fühlen; und jetzt plötzlich gab der Drücker nach — Blitz, Donner, Betäubung ... wie von einem Wirbelwinde erfaßt schlug er auf den Boden nieder.

Dreizehntes Kapitel.

Der weithin hallende Schuß und ein zweiter, der ihm unmittelbar gefolgt war, hatte den Pikarden in fliegender Eile herbeigerufen. Als er, mit dem Lichte in der Hand, die Thüre aufstieß, sah er Gehrt auf den Dielen liegen. Er blieb, bleich im ersten Augenblicke wie der lebendige Schrecken, auf der Schwelle stehen. War der Hausgenosse ermordet worden? Hatte der Mörder auch etwa für den Eintretenden noch eine Kugel in Bereitschaft?

Gehrt lag regungslos. Der Irländer war an dem Riegel der Hausthüre beschäftigt. Er hielt eine noch rauchende Pistole in der Hand, er schien nach vollbrachter That entspringen zu wollen.

Der Pikarde sah sich rasch nach einem wehrhaften

Werkzeuge um. Da keines zur Hand war, raffte er, was ihm zunächst lag, ein gewichtiges Stück Marmorabfall vom Boden auf und suchte dann, ohne den betroffen ihn Anstarrenden aus den Augen zu lassen, an Gehrt heranzukommen.

Kelly ließ die Waffe sinken.

„Werfen Sie die Pistole fort!" rief der Pikarde, stehenbleibend und das Marmorstück wie eine Schleuder in der Hand wiegend. „Aus dem Wege damit!" wiederholte er auf italienisch, da der Andere die französische Ansprache nicht zu verstehen schien, „oder Ihr Schädel, Signor Fra Diavolo, mag einmal carrarisches Pflaster kosten!"

„Es war ein Duell," antwortete der Irländer im stockenden Tone und ließ die Pistole auf die Dielen fallen. „Er hatte mich tödtlich beleidigt, er war mein Nebenbuhler."

Der Pikarde sah ihn und dann den am Boden Liegenden verwundert an. „Ein Duell?" fragte er.

„Oeffnen Sie die Thüre," drängte Kelly in dreisterem Tone, „ich habe hier nichts mehr zu thun; lassen Sie mich hinaus."

Jetzt erst gewahrte Amédée auch in Gehrts Hand eine Pistole. Er zuckte die Achseln, als verstehe er

nichts von dieser fremdländischen Zweikampfsweise und beugte sich lauschend über Gehrt.

„Geduld, Signor Mezzanotte," sagte er dann in minder schroffem Tone, aber das Marmorstück noch immer mißtrauisch festhaltend, indem er Gehrts Puls betastete. „Geduld, der hier ist jetzt die Hauptsache." Und er bückte sich dicht auf Gehrt hinab.

Der Irländer, welcher sich bis dahin in der Ferne gehalten hatte, schien erst jetzt im Nähertreten über den Erfolg seines Schusses zweifelhaft zu werden. Seine Blicke folgten denen des Pikarden mit grollender Aufmerksamkeit. Seine Hand ballte sich, seine Stirne legte sich in drohend düstere Falten, und als der Pikarde von Lebenszeichen zu reden begann, kehrte hinter Amédée's Rücken die Wildheit in Kelly's Zügen bis zu einem solchen Grade zurück, daß nur die Schleuder in des Andern Hand ihn abzuhalten schien, sich wie ein reißendes Thier auf den Gegenstand seines glühenden Hasses zu stürzen.

Im nächsten Augenblicke mochte er sich indessen der Gehülfen erinnern, welche draußen zu einem besser berechneten Anschlage seiner harrten, und noch ehe Amédée sich wieder zu ihm wandte, war das wild bewegte Mienenspiel bis zu dem mühsam erzwungenen

Ausdruck einer allmälig zum Versöhnlichen sich neigenden Stimmung besänftigt.

„An's Leben wenigstens ist es ihm nicht gegangen," sagte Amédée fast schon im Tone wiederkehrender Munterkeit und warf den Stein auf die Seite. „Der Puls thut seine Schuldigkeit, wenn auch nur wie ein müder Postgaul. Par l'épée de St. Pierrot!" setzte er spöttelnd hinzu, „hat man je von einem so absonderlichen Duell gehört! Aber einerlei, jetzt kommt es nur darauf an, daß wir die Kugel finden und das Blut zum Fließen bringen — ich sehe noch keinen rothen Tropfen."

Er beugte sich von Neuem über Gehrt und begann ihn mit launigen Namen über seine Thorheit zur Rede zu stellen.

Der Irländer, dessen Auge schon wieder Funken sprühte, wandte sich, vielleicht in der Furcht, seiner Rolle noch nicht völlig gewachsen zu sein, nach der verschlossenen Hausthüre zurück.

Auf einmal verstummte der Pikarde. Er hatte Gehrts Haupt gegen den Fuß des Reiserlagers gelehnt und dabei endlich die Spur des Schusses entdeckt. Er rückte das Licht näher heran. Gehrts rechte Schläfe starrte von Pulverruß, die Haare waren bis fast nach

dem Wirbel hinauf versengt. Mit klopfendem Herzen suchte der Pikarde weiter. Aber auch hier war keine Blutspur zu entdecken. Die Kugel konnte trotz der Nähe des Schüsses höchstens ein Büschel Haare entführt haben. Hier handelte sich's nur um eine Betäubung.

Amédée lachte laut auf. Das ganze Ereigniß und die einschüchternden Vorbereitungen, die ihn selbst getäuscht und zu dem warnenden Ritte in die Campagna verlockt hatten, begannen ihm bei dieser Wendung komisch zu werden. Ein übermüthiger Scherz über den fein berechneten Lockenraub, der einen Nebenbuhler durch die Halbschurmode des mittelalterlichen Mi-parti habe verunstalten sollen, schwebte auf seinen Lippen. Die Sorge jedoch, er werde den wunderlichen Schützen von Neuem reizen, hielt seine Zunge diesmal noch im Zaume. Dennoch schien es ihm ebensowenig rathsam, Kelly in's Freie zu lassen, ehe durch Gehrt selbst aufgeklärt werden konnte, was hier vorfiel. Er setzte daher, ohne ein Wort zu sagen, seine Bemühungen um Gehrt mit verdoppelter Geschäftigkeit fort. Und erst als die Wangen desselben sich allmälig zu färben begannen und für den Augenblick nichts weiter zu thun blieb, lauschte er wieder nach dem räthselhaften Ein-

dringling hinüber. Hatte derselbe wirklich alle jene zweideutigen Mittel nur deshalb in Bewegung gesetzt, um Gehrt durch eine Herausforderung zu schrecken, und vielleicht von irgend einer Schönen zu entfernen? Er war nicht eben bezaubernd, selbst nicht in seiner malerischen Italianissimo-Tracht; aber welch eine unerklärliche Willfährigkeit Seitens des besonnenen Gehrt ihm deshalb im Duell Rede zu stehen.

Der Irländer ging, ohne das sichtliche Zögern des Pikarden scheinbar zu beachten, mit unstetem Schritte in der halberhellten Werkstatt auf und ab.

Amédée schüttelte den Kopf. Im Grunde, dachte er weiter, könnte man's dem armen Schlucker nicht verdenken. Die Eifersucht mag ein hübsches Giftpülverchen sein. Aber welche Formlosigkeit! welche Methode! Sie müssen einander wie zwei hungrige Zahnbrecher auf den Leib gerückt sein. Par St. Cid, außer uns Franzosen hat doch kein Volk auf Gottes Erdboden Takt und Tournüre. Selbst ein so anmuthiges Ding wie ein Duell machen diese Barbaren zu einem morosen Nachtstück. Eh! verstehe ein Anderer diese Nordlichtmenschen. Ich muß als unbetheiligter Dritter nur das Versöhnungsamt übernehmen, — wollen sie nicht, nun so wird mir wenigstens Niemand nach-

sagen können, daß ich ein unziemlicher Wirth gewesen bin.

„Monsieur le vainqueur," wandte er sich dann zu dem eben wieder näher Tretenden, „voyons, benutzen wir die Muße, parlamentiren wir, ehe unser eingeräucherter Freund uns in's Wort fallen kann. Er war Ihr Nebenbuhler, d'accord! Sie haben sich mit ihm geschossen, bon! Er ist gestürzt, er hat sogar Haare gelassen. Sind Sie Ihrerseits befriedigt und wollen Sie mir ... Aber," unterbrach er sich mit komisch besorgter Miene, „ich fragte noch nicht einmal, ob auch Sie sich mit der Kugel Ihres Gegners in Freundschaft abfanden?"

„Ich bin nicht verletzt," dankte Kelly, ohne den munter ironischen Ton des Pikarden zu beachten, „und wenn Sie jetzt die Thüre öffnen wollten, so würde ich Ihnen nicht weiter lästig fallen."

„Eh mon Dieu, non!" rief Amédée, welcher bei dieser Wendung mit heimlicher Schadenfreude wieder dem Gedanken Raum gab, der glückliche Sieger wolle nur einer Revanche aus dem Wege gehen. „Eh mon Dieu, non! Woran denken Sie?" Er sah sich nach Gehrt um, welcher deutliche Zeichen wiederkehrender Besinnung erkennen ließ. „Sie sehen, er ist im Be-

griffe, sich zu erholen. Es wird nicht lange mehr dauern. Wenn man aber ein Mammuth-Gestell, wie unsern Titanen hier zu Boden warf, da scheidet man doch nicht ohne einen fröhlichen Versöhnungstrunk. Pardi, Monsieur! Ihr Nebenbuhler hat freilich seit gestern — aus Liebe, wie ich vermuthe — gefastet, und wenn ich recht verstanden habe, ließ er sich in Velletri noch überdies ein rundes Dutzend Mal rädern — immer aus Liebe, wie mir jetzt nicht mehr zweifelhaft ist — aber er mißt immer seine sieben Schuhe, Sie sind im Vergleich mit ihm nur ein kleiner David; bei Ihrem Triumphe über ihn haben Sie also von Glück zu sagen, und eine solche réparation éclatante ist, denk' ich, wohl ein paar Flaschen Orvieto werth. Ihre Freunde draußen," setzte er im scheinbar harmlosesten Tone hinzu, indem er, wieder zu Gehrt sich wendend, mit einer zum Niedersitzen einladenden Handbewegung schloß, „Ihre Freunde draußen, werden schon noch ein klein wenig warten."

Kelly biß sich auf die Lippen. Er mochte errathen, daß der Franzose ihn als einen Aufschneider aufzufassen begann. Aber die in ihm wieder aufbrausende Wallung kam nicht bis auf die Oberfläche; er schien jener unschädlichen Auslegung nicht entgegen arbeiten zu

wollen und fügte sich nach einigen Einreden mit der Miene eines wider Willen Nachgebenden. Eine Bewegung Gehrts hatte ohnehin für jetzt die Aufmerksamkeit nach dieser Seite gelenkt.

„Ohé l'ami!" rief Amédée, dem Erwachenden die Hand schüttelnd und die Stirne streichend, „wie lange wollen Sie uns denn zum Besten haben? So recht! Machen Sie wenigstens eines Ihrer beiden Guckfenster auf. Das Feuerwerk ist längst vorüber. Eh pardi! Es ist hohe Zeit, daß Sie ein wenig in die Wäsche kommen." — Und er bedeutete dem Irländer, sich ein paar Schritte zurück zu ziehen, denn eben öffnete Gehrt auch das zweite Auge und begann mit geistesabwesenden Blicken sich nach allen Seiten umzuschauen. Der Pikarde redete ihm unverdrossen zu und suchte den Oberkörper des noch immer halb Betäubten aus seiner gedrückten Lage aufzurichten. Endlich kehrte mit dem wiedergewonnen Gebrauche seiner Glieder auch Gehrts Besinung zurück.

Aber ob seine Augen schon weit offen standen, und ob er auch bald darauf die Fragen des Pikarden im Zusammenhange beantwortete, es verstrich doch noch eine geraume Zeit, ehe er sich völlig zurechtzufinden schien. Amédée zog sich mit einem leise vor

sich hingeträllerten Liede beobachtend zurück. Der Irländer wandte sich nach der Thüre und lauschte hinaus.

In der That fühlte sich Gehrt völlig unfähig, das wunderbare Gefühl zu begreifen, mit welchem er zum Leben erwachte. Sein Gedächtniß war wüst und ohne Klarheit. Nur der mißlungene Versuch, sich selbst zu tödten, dämmerte in deutlichen Umrissen vor seiner Seele, und der dem Leben unverhofft Erhaltene, außer Stande noch, das Glück des Athmendürfens von Neuem als Glück zu fassen, blieb mit seinem Sinnen auf diesem öden Höhepunkte einer lange im Steigen begriffen gewesenen Verwirrung stehen. Er begann die Ursache zu suchen, welche sein Beginnen scheitern machte. Seine Hand mußte geschwankt haben, die Kugel war vorbeigegangen. Was ihn zu Boden geworfen hatte, war das innere Zusammenbrechen der letzten Stützen gewesen, mit denen er schon während des ganzen Tages das wankende Gebäude seiner Geistes- und Leibeskräfte zu halten gesucht hatte.

Aber wenn die That auch mißlang, der bloße Versuch war doch auch schon eine That, eine nicht mehr ungeschehen zu machende. Er schloß schaudernd die Augen.

Und wie in jener nordischen Winternacht das Wort Mörder zum ersten Male in seiner ganzen fürchterlichen Bedeutung ihm aufgegangen war, so klagte und grollte es jetzt in ihm: Entweihter, Verworfener — Selbstmörder!

Er wagte nicht die Lippen zu öffnen. Der Gedanke, Hand an sich selbst gelegt zu haben, lag wie ein unaustilgbarer Makel auf seinem Geiste.

Erst als die wieder munter an sein Ohr klingenden Fragen und Selbstgespräche des Pikarden auch in Betreff des Duells sich bis zu Gehrts Verständnisse Bahn brachen, und als der in der Ferne stehende, nun auch von ihm erkannte Irländer nicht widersprach, erst da begann Gehrt allmälig leichter zu athmen.

Die Dunkelheit, so durfte er hoffen, hatte ihre verhüllenden Schleier auch über dieses unselige Beginnen gebreitet. Das Geheimniß dieser letzten Stunde war noch sein alleiniges Eigenthum. Er beschloß es zu hüten.

Amédée hatte seinen Freund nicht so bald seine Kräfte wieder sammeln gesehen, als er, nach manchem sprudelnden Spottworte über den Nebel Brittanniens und seine bedenklichen Folgen, allmälig salbungsreich auf das schöne Amt des Friedenstiftens zu sprechen

kam, und endlich den Irländer heranzukommen und die Versöhnung zu besiegeln bat. Dann trat er auf die Seite, denn er hatte trotz des stillen Verhaltens beider Gegner noch keinerlei Vorstellung von den jetzigen Beziehungen Beider.

Kelly kam langsam näher. Gehrt, welcher ihn schon ein paar Mal angesehen und dann wieder weggeblickt hatte, wendete den Kopf von Neuem nach seiner Seite und schaute ihn eine Weile mit einem Blicke an, als wolle er sich besinnen und könne nicht. Dann, wie auf einmal durch das vernachlässigte Aeußere Kelly's an alles Ungemach erinnert, das Jener bestanden haben mochte, streckte Gehrt dem Nebenbuhler die Hand entgegen.

Amédée trat hinzu.

„Eh bien, Don Othello?“ fragte er, da der Irländer zögerte. „Noch immer so verdrossen, wie St. Augustin zur Zeit der großen Fasten?“

Aber Kelly schien nur einen Augenblick aus der Rolle gefallen zu sein. „Nicht doch,“ sagte er in schnarrendem Tone und reichte dem Ruhenden die Hand, „nicht doch, hier ist was Sie von mir wollen.“

Amédée sah mit schelmischen Augen drein. Das

scheinbare Schmollen des verschmähten Liebhabers, der doch — wie er jetzt nicht länger zweifelte — herzlich froh war, nicht zum zweiten Male Proben seiner Bravour geben zu müssen, machte ihm die Zunge prickeln. Wie ein Schwarm von Stechfliegen summte es ihm im Kopfe. Er setzte zum Lachen an und hatte alle Mühe, das unzeitige Spottgelüste hinter einem Hustenanfalle zu verbergen. Aber fast noch mehr lockte es ihn jetzt auch, seinen Witz gegen den so leichten Kaufes besiegten Stubengenossen spielen zu lassen und ihn zu einem zweiten Gange zu reizen, der bei wiedergewonnenen Kräften und hellerer Beleuchtung dem jetzigen Ueberwinder einen Denkzettel versprach. Es reute ihn fast, daß Beide seine pathetische Versöhnungspredigt so ernst genommen hatten, und er beschloß, vor Allem Gehrt durch einen herzhaften Trunk aus seinem siechen Zustande zu erlösen.

„Allons, Messieurs les verts galants," rief er, „nach einem so trocknen Kampfspiele — es floß ja kein Tröpfchen Blut — ist es billig, die Kehlen zu netzen. Wir werden auf gute Freundschaft anstoßen, nicht wahr? und, wenn's den Herren beliebt, nicht minder auf die holde, schneereine Schöne selbst, um deretwillen unser sanfter Freund hier so glänzend an-

geschwärzt worden ist. Ich wette, sie ist kreideblond und ihre Schutzpatronin heißt Santa Neva."

Er that bei diesen Worten einen Griff in die Tasche, um sich zu versichern, daß der Hausschlüssel sicher verwahrt und ein Entrinnen des abenteuerlichen Gastes nicht ausführbar sei, zündete die Laterne an und öffnete dann im Hintergrunde der Werkstatt eine Fallthüre, welche in die Keller der Casa di Moustier hinabführte. Im nächsten Augenblicke war er mit einem auf baldiges Wiedererscheinen vertröstenden Gruße verschwunden, und die beiden Widersacher befanden sich von Neuem allein.

Die Fallthüre hatte sich kaum über dem Lockenkopfe des Pikarden geschlossen, als Kelly hastig von dem Reisiglager zurücktrat und seinen Blick suchend im Zimmer umherwandern ließ. Das einzige Fenster der Werkstatt lag hoch über der verschlossenen Hausthüre. Es war ohnehin vergittert. Nach dieser Seite ließ sich nicht entkommen. Dann nahm er, während Gehrt sein Haupt wieder sinnend in die Hand stützte und der Gegenwart des Irländers sich kaum noch bewußt schien, das Licht vom Tische und suchte im Hintergrunde der Werkstatt nach dem vorher durch den Pikarden benutzten, oberhalb der Fallthüre gelege-

nen Ausgange. Als er ihn gefunden hatte, tappte er in den nächstanstoßenden Gang hinaus, verirrte sich aber bald in die Richtung einer vermauerten Thüre, machte darauf noch einige vergebliche Versuche, sich in dem übrigen Schneckengehäuse dieses auf alle Weise durch Umbauten verunstalteten Ex-Pallastes zurecht zu finden, und kehrte endlich unverrichteter Sache in die Werkstatt zurück.

Gehrt fuhr bei dem Lichtscheine wie aus einem tiefen Schlafe auf. Der Irländer beobachtete ihn eine Weile. Dann setzte er das Licht wieder auf den Tisch und ließ die Augen wie vorher umherwandern. Immer war nur ein kleiner Theil der geräumigen Werkstatt erhellt. Das verhüllte Thonbild dämmerte im Halbdunkel. Am hellsten noch war die Wand hinter dem Reisiglager beleuchtet. An einer Stelle derselben steckte die für Gehrt bestimmt gewesene Kugel des Irländers im losgerissenen Mörtel. Letzterer hatte sie schon vorhin, aber vergebens gesucht. Als er sie jetzt entdeckte, schienen seine Gedanken sich auf seinen noch im Hinterhalte lauernden Anschlag gegen Gehrt zurückzuwenden. Er näherte sich vorsichtigen Trittes dem mit am Boden haftenden Blicke auf dem Lager Sitzenden, rückte die Bank leise heran und

versuchte bald darauf den Geisteszustand Gehrts durch einige gleichgültige Fragen zu sondiren.

Die Antworten waren klar, aber lässig, wie von einer fremden Stimme an ihn gerichtet; sie hatten den widerstrebenden unfreien Ton eines im Schlafreden Angesprochenen, und Kelly brauchte seine Versuche nicht lange fortzusetzen, um die Gewißheit zu erlangen, daß seine in der wilden Aufregung des ersten Wiedersehens verrathene Kenntniß von dem Verschwörungsattentat dem Bewußtsein Gehrts entschwunden war. Die letzten Spuren von Furcht und Beklemmung verschwanden bei dieser Wahrnehmung aus den Zügen des Irländers. Er stand mit kecker Miene auf und vertauschte, da er sich nicht beobachtet sah, die beiden am Boden liegenden Pistolen. Zu größerer Sicherheit, wie es schien, reinigte er dann beide Läufe mit dem Zipfel seiner rothwollenen Blouse, so daß selbst ein erfahrenes Schützenauge zwischen den zuletzt in ihnen enthalten gewesenen Ladungen keinen Unterschied mehr erkennen mochte. Als er dieses Geschäft beendigt hatte, kehrte seine Dreistigkeit vollends zurück. Er holte einen, zwischen den Arbeitsgeräthen im Winkel liegenden Meißel hervor, und versuchte die Thüre aufzubrechen. Dann, als Gehrt, endlich durch das laute

Geräusch an die Gegenwart des Irländers erinnert, sich nach ihm umschaute, verlangte Kelly mit kurzem Wort, daß ihm aufgemacht werde.

Aber der Schlüssel war nicht zu finden, und da auch der Meißel schon beim ersten Ansetzen zersprungen war, mußte der Irländer sich endlich noch einmal in's Unvermeidliche fügen.

Die Art jedoch, wie Gehrt ihm auch hierbei Rede stand, war zu mechanisch gewesen, als daß Kelly sich nicht versucht fühlen mochte, den traumartigen Zustand seines Nebenbuhlers wenigstens zu weiterem Ausfragen auszunützen.

Er ließ daher nach manchem Umschweife Worte fallen, welche erst vorsichtig, allmälig aber immer unverschleierter auf die von dem Irländer vorausgesetzte heutige Zusammenkunft zwischen Gehrt und Arabella hinzielten. Nach und nach wurde sogar der Verbindung Beider als bereits vollzogen oder nun doch nahe bevorstehend erwähnt und mit einem versöhnlichen Glückwunsche endlich die Frage verbunden, wann etwa Lady Bronton und Arabella in Rom eintreffen würden.

Bei dieser Wendung begann Gehrts Gedächtniß wieder verständlicher zu reden. „Sie ist noch nicht

mitgekommen," hatte er, wie er sich jetzt erinnerte, schon auf der Treppe den Irländer sagen hören. „Ehe sie hier ist, muß Einer von uns die letzte Reise angetreten haben," waren nachher Kelly's Worte gewesen, als er die Waffen unter dem Mantel hervorholte. Die Veranlassung des Duells begann ihm wieder aufzudämmern. Um Arabella's willen war Kelly hier eingedrungen. Es war ein Nichts, es war nur noch ein bloßes Mißverständniß, was den Verschmähten und noch immer an Arabella Hängenden in die Gefahr gebracht hatte, zum Mörder an dem vermeinten Nebenbuhler, an Gehrt selbst zu werden.

Er sah den Irländer mit theilnehmendem Auge an.

„Sie fragten nach Arabella?" sagte er langsam und betonend, „mich nach Arabella!"

„Und wen anders sollte ich nach ihr fragen?" gab Kelly zurück. Aber schon im nächsten Augenblicke veranlaßte ihn das Klarwerden Gehrts das Thema abbrechen zu wollen, und als Gehrt ihn dennoch darauf zurückführte, erklärte er seine Frage durch den Wunsch, auch bei Arabella der erste Gratulant zu sein.

Gehrt legte bei diesen Worten seine Hand mit ernstem Kopfschütteln auf die Achsel des scheinbar nachgiebig Verzichtenden.

„Armer Kelly!“ sagte er.

Der Irländer sah ihn mit jäh aufflammendem Auge an; der Ton des Mitleids schien ihn um seine Fassung zu bringen. Aber das Blut beruhigte sich noch einmal, und er sagte mit gelassenem Ausdruck: „Sie scheinen von meinem Glückwunsche nicht viel zu halten; meinen Sie etwa, er könne nicht von Herzen kommen?“

„Ich meine Anderes,“ versetzte Gehrt; „nein, Kelly, Sie könnten mir nie von Herzen Glück wünschen, das weiß ich. Man reißt ein lange gehegtes Gefühl nicht so leicht aus dem Herzen. Aber das wäre dennoch das mindeste. Es giebt Schmerzen, welche schwerer lasten, als Entsagen und Verzichtenmüssen, Schmerzen um Anderer willen .... Genug davon! Ich kann nichts weiter sagen.“

Der Irländer schien einen Augenblick den alten Uebermuth des Kunstrivalen aus Gehrts Worten heraus zu hören. Er krampfte die Finger gegen den Rand der Bank, auf welcher er saß.

„Und wann kommt sie?“ fragte er mit mühsam lächelnder Lippe und doch fast versagender Stimme, als stemme er sich mit Gewalt gegen den Versuch des

Gegners, ihn auf ein anderes Gebiet hinzulocken. „Wann wird sie hier sein?"

Das finster lachende Mienenspiel des blatterzerrissenen Gesichtes begann Gehrt aufzufallen. „Ich weiß nicht, wann sie hier sein wird, Kelly," sagte er.

„Nicht?" wiederholte der Irländer im ungläubigsten Tone.

„Ich weiß nichts von Arabella's Zukunftsplänen, ich will nichts von ihnen wissen," und Gehrt suchte durch eine betheuernde Geberde die weiteren Fragen abzuweisen, welche schon wieder auf des Irländers Lippen schwebten.

„Sie wollen aber dennoch schwerlich ausgesprochen haben," nahm Kelly nach einer Pause der Verwunderung nochmals das Wort, indem er, zweifelhaft über den Sinn des Vernommenen, der Betheuerung Gehrts mit dem harmlosesten Tone zu begegnen suchte, „Sie wollen nicht gesagt haben, Gehrt Hansen, daß Arabella in diesem Augenblicke frei ist?"

„Noch nicht, Kelly, heute noch nicht; aber hoffentlich bald."

„O, Sie spielen auf die Scheinheirath mit Mr. de Ville an . . . Ich verstand Sie also doch nicht."

„Die einzige Fessel, welche noch besteht."

„Das heißt, die einzige, welche Ihnen noch im Wege steht?“ erläuterte Kelly und faßte Gehrt scharf in's Auge. Aber dieser wendete sich erschöpft ab.

„O sehen Sie,“ fuhr Kelly scheinbar versöhnlicher fort, „trotz Lady Brontons Verschwiegenheit und meiner eigenen Beschränktheit, konnte ich ja doch nicht ewig in meiner Blindheit verharren. Es war ja klar genug; man stellte sich, als gebe man dem Vater nach, um nur endlich wieder fortzukommen. Und das traf sich gerade wie bestellt. Sobald man Sie auf dem Wege nach Rom wußte, eilte man Ihnen nach. Ich,“ — er versuchte zu lachen — „ich sollte dann wieder als Strohmann das Geleite geben. Lady Bronton war ganz Liebenswürdigkeit. Freilich wußte sie nicht, daß eben vorher Arabella selbst in einem Anfall ihrer Heftigkeit mich unumwunden abgewiesen hatte, daß ich den verheimlichten Zweck dieses abermaligen Nachreisens durchschaute. Natürlich zog ich vor, einmal auf eigene Faust meinen Weg nach Rom zu suchen, und, wie Sie sehen, ist's auch gelungen. Aber mir scheint,“ unterbrach er sich, und die ganze Gluth seines Hasses tönte durch die in dem Tone der Gleichgültigkeit hingeworfenen Worte, „mir scheint wirklich, Sie glauben noch um meinetwillen die Wahrheit verblümen

zu müssen. Warum das, Mr. Hansen? — habe ich Ihnen denn nicht Glück gewünscht?"

Und er wendete sich lachend nach der Seite.

Gehrts Brauen zogen sich schmerzlich zusammen. Er meinte nie etwas Gequälteres gehört zu haben, als dieses Lachen.

„Sie erinnern mich, Kelly," sagte er, „an eine Stunde, die ich seit Langem bereute. Ja, ich habe Arabella umworben und bin feige genug gewesen, dann, nachdem meine Hoffnungen ihr längst nicht mehr galten, sie in dem Wahne zu lassen, als liebte ich sie in Wahrheit. Aber hier schwöre ich Ihnen, — denn ich weiß, auch Sie haben durch dieses Schweigen gelitten, Kelly, und ich fühle mich Ihnen gegenüber schuldig — hier schwöre ich Ihnen: so lange sich der Himmel Italiens über mir wölbt, habe ich Arabella nicht gesehen, nein, mit keinem Blicke, Kelly, auch heute nicht. Unsere Wege," setzte er langsam hinzu, „liegen weit, weit auseinander. Ich hoffe, Arabella nimmer wiederzusehen."

Seine Stimme bebte, er hatte die Hand des plötzlich starr und sprachlos auf ihn Blickenden mit Heftigkeit ergriffen. Es lag etwas so unwiderstehlich Glauben-Erzwingendes in Miene, Blick und Geberde, daß

selbst des Irländers eifersuchtvergiftete Natur sich dem überzeugenden Eindrucke nicht verschließen zu können schien.

„Auch nicht in Sorrent, Mr. Hansen?“ fragte Kelly endlich schnarrend, wie um die, sein ganzes Verhältniß zu dem Verhaßten auf einmal völlig verkehrende Wirkung des Vernommenen hinter einem Zweifel zu verbergen.

Gehrt gab keine Antwort, und es war, als habe der Fragende selbst auf keine gerechnet. Einige Augenblicke saß er noch wie gebannt. Dann aber riß er seine Hand nur um so leidenschaftlicher zurück. Er mochte sich schon lange gegen Gehrts mildere Weise und ihren beschwichtigenden Einfluß mühsam zur Wehr gesetzt haben. Jetzt schien er sich mit dem Aufgebote seiner letzten Kräfte gegen die wachsende innere Ueberzeugung zu stemmen, daß seinem der Liebe und der Kunst verschütteten Herzen auch fast zum Hasse schon die Nahrung entzogen worden sei. Aber das Gefühl seiner augenblicklichen Unsicherheit drängte sich wieder in den Vordergrund. Er sah sich nach der Richtung um, in welcher der Pikarde verschwunden war, und suchte noch einmal die heftige Geberde durch einlenkende Worte und Mienen zu vergüten.

Eben jetzt that sich die Fallthüre auf und Amédée kam mit Gläsern und Flaschen unterm Arm zum Vorschein. Er keuchte mühsam herauf.

„Diantre!" rief er und räumte mit dem Ellenbogen den einzigen Tisch der Werkstatt ab, „ich möchte wissen, ob der selige Lukull je einen so kühlen Weinkeller für seinen Falerner besessen hat. Fünfundsiebenzig Stufen geht's hinab. Par les saints martyrs! Bis in die Katakomben! Aber hören Sie nur, College, was mir unsere Hebe aufbinden möchte. Sie will Brissacs Wein am selben Tage, als der Arzt ihm diese Medizin aus Orvieto verschrieb, in den tiefsten Keller geschafft und nicht wieder angetastet haben. Ist eine solche Phantasie bei einem Alter von fünfundfunfzig Frühlingen je erlebt worden!"

Er stellte die Flaschen auf den Tisch.

„Der Wein lag noch gestern im obersten Keller," fuhr er fort und setzte auch die Gläser in Reihe und Glied. „Ich habe die Residenz des heiligen Vaters kaum sorglicher im Auge behalten, als diejenige unseres vortrefflichen Flaschenkorbes, und wenn ich," wandte er sich zu Kelly, „wenn ich Ihnen, Monsieur Poudre et Feu, meine aufrichtige heidnische Meinung über unsere liebe Frau und ihre Trinkpläne sagen soll, so

meine ich, sie hätte sich mit Brissacs Wein, wie es St. Raimond de Toulouse an der Seite der frommen Schwester Therese passirte, gar gerne leise in die Ewigkeit hinüber genippt."

Er hatte, während er redete, zwei Flaschen entkorkt und füllte nun die drei Gläser mit perlend goldenem Weine.

„Allons, Messieurs!" rief er mit einer einladenden Handbewegung und trank dann nach einem blinzelnden Schelmenblicke auf seine Kumpane, auf das Wohl aller braven Duellanten, indem er nach der dazu geträllerten Weise eines alten Vaudevilles in rasch zusammengeschüttelten Reimen als die lustigsten Fehden diejenigen pries, bei denen man, wie bei dieser hier, zwischen jedem Gange das Blut mit guter Labe erfrische.

Aber die munteren Worte schienen so ziemlich unverstanden zu verklingen. Kelly leerte das ihm gereichte Glas mit zerstreuter Miene, und Gehrt, dem der letzende Trunk die Lebensgeister sichtlich erquickte, schien nur dem kräftigenden Gefühle zu leben, das mit jedem Zuge seine Adern immer wärmer durchdrang.

Dann wurde „la plus belle des belles" der

Gegenstand eines ähnlich launigen Trinkspruches, und auch dieses Mal klangen die drei Gläser zusammen, wie wenig Amédée's Uebermuth auch die kaum dem Geschenke des Daseins wieder zugewandte Stimmung Gehrts und die gezwungene Weise des Irländers mit sich fortzureißen vermochte.

Zuletzt trank man auf die baldige Vereinigung Brissacs mit seiner ihm entgegengereisten Braut, und abermals feierte der Pikarde in rasch improvisirtem Gesange die Fährlichkeiten, welche Gehrt, ihr getreuer Paladin, heut ihretwegen bestanden habe.

Kelly hatte auch dieses Mal zerstreut und mechanisch angestoßen. Er lachte auch dieses Mal gefällig beistimmend und suchte die Miene eines fröhlich Angeregten zu behaupten, der, ohne Eignes zu bieten, die sprudelnde Lustigkeit einer ausdrucksgewandten Natur doch gern durch Beifall ermuntert. Aber sein Lachen war noch mühsamer als zuvor. Es schien, als habe die Erwähnung jenes Reisezweckes den letzten Vorwand beseitigt, hinter welchem sich sein Unglaube in Gehrts Worte geflüchtet hatte. Er kämpfte sichtlich mit den Vorboten eines inneren Sturmes, der die scheinbar glatte Oberfläche schon seit jenem ersten Augenblicke bedrohte, in welchem sein wilder Haß gegen

den Nebenbuhler sich nicht mehr aus voller Seele in's Blut ergoß.

Dem hellen Auge Amédée's entging nicht länger, wie sich der Irländer zusammen nehmen mußte. Er schrieb die haltungslose Weise desselben dem Weine zu, und da er ihn, den im ersten Strauße Sieger Gebliebenen, für den zweiten Gang gern in einen Zustand gebracht hätte, welcher einen strafenden Schabernack erleichterte, so entschlüpfte er bald von Neuem in der Richtung des Weinkellers.

Als die Fallthüre sich wieder über ihm geschlossen hatte, schien in Kelly's Seele der Sturm losbrechen zu wollen. Das bis dahin kaum noch beobachtete Maaßhalten in Miene und Geberde ließ völlig nach. Seine Brauen verfinsterten sich, seine Augen rollten unstät, das wollige Haar begann wieder zu steigen, er ballte die Fäuste und drückte sie auf die Augen.

Gehrt, erfrischt und gekräftigt, hatte sich aufgerichtet. Ohne die Veränderung in Kelly's Zügen zu gewahren, war er nach dem verhängten Thonbilde hinübergetreten und prüfte mit ernstem Blicke die unter der stückweise gelüfteten Leinwand träumerisch hervorlauschenden Formen. Auch die Sorge um dieses Werk — er schämte sich des gehässigen Verdachtes — hatte

noch gestern sich an den Namen jenes herabgekommenen Nebenbuhlers gekettet, der jetzt in rathlosem Suchen dem unaussprechbaren Geheimnisse nachzugrübeln schien, welches Gehrt, den Bevorzugten, den Gegenstand ihrer Wahl, von Arabella trennte. „O über uns arme gebrechliche Wesen!“ seufzte Gehrt in sich hinein. „Welche erdrückende Menge von Sturm- und Wolkentagen in diesem Tropfen Ewigkeit, den wir Leben heißen!“

Während Gehrt in solche Gedanken vertieft vor dem halbverhüllten Bilde stand, hatte der Irländer bald um sich her, bald auf die am Boden liegenden Waffen hinab gestarrt. Es schien als ringe er mit sich selber in schwerem Kampfe, als wolle ein Geständniß über seine Lippen, das mit der Ladung jener Waffen zusammenhing; er bückte sich nach der ihm zunächstliegenden, aber seine Hand bebte zurück; er ließ sie unangerührt.

Plötzlich fuhr er zusammen. Der schwere eiserne Thürring hatte geklopft. Es dröhnte so lärmend durch die stille Werkstatt, daß auch Gehrt erschreckt aufhorchte. In dunkel aufdämmernder Ahnung der ihn bedrohenden Gefahr starrte er sprachlos nach der verriegelten Thüre.

Der Irländer beobachtete ihn scharf. Die Ver-

düsterung seiner eigenen Mienen wollte einem schadenfrohen Aufathmen Platz machen. Es schien, als erinnere er sich erst jetzt, bei dem Ungeduldigwerden seiner Genossen draußen, der ursprünglichen Veranlassung ihres gemeinsamen Spähens, jenes politischen Verdachtes eben, welcher auf Gehrt ruhte, jenes nächtlichen Anschlages, welcher den kurz zuvor noch durch Milde und Versöhnlichkeit ihn Beschämenden jetzt plötzlich in die Reihe seiner Spießgesellen hinabwies. Ein fast frohlockender Zug umspielte seine eben noch schmerzlich verzogenen Lippen. „Nicht wahr, Gehrt Hansen," sagte er spöttisch, „nun heißt es doch noch wie im Spielhause: Ein Pferd, ein Pferd! Ein Königreich für ein Pferd!"

Er lachte. Dann auf einmal umwölkte sich seine Stirn von Neuem. Er starrte schweigend vor sich nieder.

Gehrt wandte sich ohne zu antworten ab. Was ihn bedrohte, war ihm schon im Augenblicke des ersten Aufhorchens klar geworden und das Entsetzen darüber hatte ihm fast die Besinnung geraubt. Wie ein im brennenden Hause aus tiefem Schlafe Aufgescheuchter, so irrte sein Auge unstät suchend umher und fand den Ausgang nicht, welcher allein Rettung hoffen ließ.

Der Irländer stand noch mit verschränkten Armen und auf den Boden gerichteten Blicken vor ihm. Er war, ohne daß Gehrt es gewahrte, mit beiden Füßen auf die Fallthüre getreten. Es kämpfte etwas in ihm, er redete mit sich selber.

Wieder rüttelte es am Thürringe. Man rief um Einlaß. Kelly fuhr aus seinem stummen Starren auf. „Gehrt Hansen," sagte er in gedämpftem Tone und stemmte die Arme auf die Hüften, „rede, hat Daniel Kelly Dich jetzt in seiner Gewalt? Ja oder Nein? Rede!"

Gehrts Auge suchte noch immer im Kreise.

„Rede!" wiederholte der Irländer. „Es braucht nur eines Zeichens von meiner Hand, eines bloßen Hülferufs, und Du bist verloren! Rede! Soll ich Dich retten? Ist unsere Rechnung damit quitt?"

Es pochte von Neuem.

„Den Seitengang!" stammelte Gehrt. „Wo geht es in den Seitengang hinaus?"

„Ist unsere Rechnung quitt?" drängte der Irländer im Tone zunehmender Erregung und begann doch schon den Arm des Schwankenden zu stützen. „Da scheint's hinaus zu gehen. Rede, sind wir quitt?" Und er zog den mißtrauisch seinen Beistand Abwehrenden fast ge-

waltsam nach der Hinterthür. Im selben Augenblicke klirrte hinter ihnen eine Scheibe. Gehrt sah sich um. Durch das eingeschlagene Fenster über der Hausthür griff eine Hand; unverständliche Rufe klangen herein. Die zweite Scheibe klirrte.

Halb willenlos folgend, halb selbst zur Flucht sich treibend, taumelte Gehrt dem Irländer nach.

Und jetzt allmälig schlug der Gedanke an die hinter seinem Rücken wachsende Gefahr in dem Bedrohten jedes weitere Bedenken nieder. Je dumpfer die dunklen Gänge von den Schritten der Enteilenden wiederhallten, desto näher hielt er sich auf den Fersen seines räthselhaften Geleitsmannes, und endlich gab das Gefühl des gemeinsamen Kraftaufbietens seinem Schritte so viel Sicherheit zurück, daß er selbst die Führung übernehmen und die rettungverheißende Richtung bestimmen konnte. Treppauf und treppab ging es nun, über halbdunkle Höfe und unter weitgespannten Mauerbögen fort, an plätschernden Gewölbebrunnen vorbei und zwischen morschen Bretterverschlägen entlang, und zuletzt erblickten sie wieder, nach athemlosem Kreuz- und Quereilen in eine entlegene Seitengasse hinaustretend, hoch über sich das ruhige Licht der Sterne. Die Straße schien menschenleer.

„Nur weiter!“ keuchte der Irländer, die Führung wieder übernehmend. „Immer noch vorwärts!“

„Wohin?“ wollte Gehrt fragen.

Aber hinter ihm dröhnte es wie Schritte, und von Neuem suchte er dem Irländer nachzukommen.

So gelangten sie in immer gesteigerter Hast bis in eine schmale Gasse, an deren Ende ein Thor zu erkennen war.

Sie mußten sich auf der wenigstbedrohten Seite der belagerten Stadt befinden, denn das Thor schien nur von wenigen Soldaten besetzt. Gehrt stutzte.

„Wohin führen Sie mich?“ rief er stille stehend und beim Erblicken des Wachtpostens seine Lage erst jetzt als unrettbar erkennend.

Aber schon war der Soldat aufmerksam geworden und donnerte ihnen ein weithin tönendes „Chi è?“*) entgegen. Es war kein Ausweichen mehr möglich.

Wie glühende Lava schoß es durch Gehrts Adern. Fast unfähig, sich aufrecht zu halten, bewachte er die Bewegungen seines Begleiters, erwartete er den verrätherischen Judaskuß.

Und in der That hatte Kelly in diesem Augenblicke

*) „Wer da?“

sich mit dem Wachtposten zu besprechen begonnen. — Jetzt langte er in die Brusttasche, eine Marke, es schien eine abgegriffene gestempelte Pappkarte, kam zum Vorschein.

Gehrts Blicke hängten sich an das verdächtige — ihm gerade doppelt verdächtige — Spionenzeichen, als schaue er auf die Brücke, die in sein Gefängniß führe.

Aber der Soldat schien das Zeichen zum ersten Male zu sehen. Er wollte, Kelly solle ihm vorlesen, was darauf geschrieben stehe. Er machte Einwendungen gegen jede ungenauere Ausdeutung. Und erst als der Irländer ihm Wort für Wort erklärte, die Barrikadencommission ermächtige die Inhaber solcher Karten, zu jeder Stunde mit oder ohne Arbeiter die Thore der belagerten Stadt zu passiren, gab sich der Posten zufrieden.

Gehrt hatte mit gespanntestem Lauschen aufgehorcht. Der Krampf in der Seele des eben noch zwischen Leben und Tod Schwebenden begann sich zu lösen. Fast wie Musik klang ihm, was die schnarrende Stimme des Irländers noch zur Verständigung weiter vorbrachte.

Und jetzt rasselte der schwere Thorriegel, jetzt stolperte der Irländer über die ausgeschliffenen Steine

des Thorganges, jetzt folgte Gehrt selbst. Die Ringmauern Roms hielten sie nicht länger gefangen.

Gehrt wollte aufathmen und stille stehen.

„Noch nicht!“ rief der Irländer und drängte von Neuem weiter. Und Gehrt, jetzt das letzte Mißtrauen aus seinem Herzen reißend, versuchte ihm noch einmal nachzukommen.

So ging es in lautloser Hast an der Stadtmauer hin, noch eine weite, ermüdend weite Strecke.

Endlich, an der äußersten Spitze der Mauer, und bei den ersten Marksteinen der nächsten Heerstraße hielt Kelly inne und sah sich nach allen Seiten um; dann warf er sich mit einem kräftigen irischen Fluche in's Gras. Zugleich machte er seinem, dem Umsinken nahen Begleiter ein Zeichen, seinem Beispiele zu folgen.

Gehrt ließ sich erschöpft auf einem alten Mauerstücke nieder.

Der Campagneduft lag wie ein violetter, leise bewegter Nebel über den Trümmern der alten Welt und über den ungepflegten, versumpfenden Fluren, aus denen diese Trümmer ernst und schweigend herausschauten. Der Nachthimmel war ohne Wolken; röthlich gelb hob sich der Mond aus dem wogenden Duftmeer.

Als Gehrts lauferhitzte Pulse sich allmälig beruhigt hatten, sah er sich nach dem am Boden Liegenden um. Kelly's Hände rauften in fortdauernder Unruhe und wie im Bedürfniß des Verwüstens Halme über Halme aus der Erde und warfen sie in die Luft; seine wolligen Haare starrten von wieder herabgefallenen Gräsern. Er stöhnte wie unter schweren Schmerzen und redete in unverständlichen Worten mit sich selbst.

Endlich gewahrte er, daß Gehrt sich zu ihm gewandt hatte. Nun verstummte er, streckte sich in bequemere Lage, als wolle er Gehrts Aufmerksamkeit von sich und seinem aufgeregten Treiben ablenken, und, die Hände unter den Hinterkopf schiebend, starrte er in den langsam aufsteigenden Mond.

„Kelly," begann Gehrt, nachdem er eine Weile dem Blicke des Irländers gefolgt war, „Sie haben mich aus einer großen Bedrängniß gerettet. Ich danke Ihnen, ich danke Ihnen von ganzem Herzen! Bin ich außer Gefahr?"

Der Irländer wandte das Haupt nach der Seite Gehrts.

„Ist unsere Rechnung quitt?" gab er kaum verständlich zurück.

„Lassen wir Vergangenes ruhen!" beschwichtigte

Gehrt. „Sie haben den Zorn verschmähter Liebe zu Ihrer Entschuldigung — ich, Gott weiß welchen finstern Dämon, der mich in Schuld und Verbrechen stürzte. Reden wir nicht davon. Wir haben, denke ich, Beide gebüßt und gelitten.“

Er hielt einen Augenblick inne, denn der Irländer begann wieder ungeberdiger zu werden.

„Vollenden Sie vielmehr Ihr Rettungswerk,“ fuhr Gehrt fort. „Sagen Sie mir, in welcher Richtung meine Flucht weiter gehen muß. Ich habe keine Ruhe, bis der letzte italienische Laut meinem Ohre verklingt.“

„Gehrt Hansen,“ antwortete der Irländer in schnarrend scharfem Tone und stützte sich, wie um Gehrts Züge besser zu beobachten, auf seinen Ellbogen, „was, sagst Du, soll der Zorn der Eifersucht entschuldigen? Weißt Du mir eine ehrlose Handlung vorzuwerfen? Habe ich meine Hand bei einer Meuterei im Spiele gehabt? Ich denke, wenn es wirklich der Fall war, Du wenigstens könntest nichts davon wissen.“

Gehrt schwieg. Des unversöhnlichen Zwiespalts in tiefster Seele müde, wollte er aufstehen und sich zum Weiterziehen anschicken. Aber seine Kräfte versagten noch, er mußte sich von Neuem niederlassen. „Geduld,“ redete er in sich hinein. „Geduld! — —

Nein, Kelly," wendete er sich zu dem von Neuem mit Fragen in ihn dringenden Irländer, „nein, ich klage Sie nicht an. Aber vergällen auch Sie nicht die Dankbarkeit, die ich Ihnen bewahren möchte." — Er versuchte noch einmal sich aufzurichten. Es gelang, wenn auch mit Mühe.

„Beschütze Sie der Himmel!" sagte er und preßte einen Seufzer in seine Brust zurück, indem er, die lähmende Schwäche mit Gewalt bekämpfend, sich auf die Füße stellte. „Leben Sie wohl!"

Der Irländer hatte sich ebenfalls erhoben. Er machte eine wilde Geberde, als wolle er den sich zum Fortwandern Bereitenden nicht fortlassen. „Du weißt mehr als Du verrathen willst," stieß er in erregtem Tone heraus und erhob die geballten Hände, indem er sie drohend erst gegen Gehrt und dann wie gegen ein Phantom seiner Phantasie in die leere Luft bewegte. „Stehe! Ich lasse Dich nicht ziehen, bis Du gesagt hast, was Du weißt. Nicht wahr, Du meinst, die Waffen waren ungleich geladen?" Er lachte hell auf. „Meinst Du das nicht?" rief er mit immer sich steigernder Wildheit. „Nicht? Nicht?!"

Plötzlich preßte er die Faust auf die Stirne und schloß die Augen, wie einem unerträglichen Drucke er-

liegend. „Rede!“ bebte es tonlos in aufreibender Erregung über seine Lippen. „Rede, Du weißt Alles, Mensch, Teufel! Du weißt, Du wußtest es, daß Deine Pistole keine Kugel enthielt .... daß ich ein unehrliches Spiel trieb, daß ich Dich morden wollte ...“

Die Luft versagte ihm. Er holte mit beiden Armen wie zu einem vernichtenden Schlage aus und ließ sich dann, kraftlos zusammenbrechend, auf den Boden fallen.

Gehrt war stumm vor Grauen zurückgetreten. In flüchtigen Bildern jagten an seinem Geiste die Eindrücke dieses entsetzlichen Abends vorüber. Abscheu wollte ihn von dannen treiben. Scham hielt ihn zurück. Hatte eben er das Recht, sich so strenge abzuwenden? Er! Das Lachen Arabella's klang ihm wieder im Ohr. War Kelly ihr wirklich immer gleichgültig gewesen? Büßten nicht Beide jetzt vielleicht, was Keiner von ihnen verschuldet hatte? Wie ein Mahnruf tönte es durch seine Seele: aufzurichten, zu helfen, zu versöhnen.

In bittrem Schmerz über den Zusammengebrochnen stand er regungslos da.

Der Mond war höher heraufgezogen. Ein blasses

Dämmern im Nord-Osten schien den langsam näherrückenden Morgen anzukündigen und den Säumenden mahnen zu wollen, daß ihm bis jenseits der republikanischen Grenze noch eine weite, des Nachtschutzes bedürftige Wanderschaft bevorstehe. Aus der Ferne klangen die Ablösungsrufe der Thorwachen, tönte auch hin und wieder der Hufschlag der Reiterpatrouillen herüber und das Rasseln ihrer Säbelscheiden.

Gehrt beugte sich über den am Boden Liegenden. Er rief ihn bei Namen. Der Irländer stieß kurze, abweisende Laute aus.

„Kelly," sagte Gehrt, „in diesem Zustande kann ich Sie nicht verlassen. Hier, fassen Sie meine Hand. Kommen Sie mit! Auch Ihnen wird die Brust freier werden, wenn Sie diesem Lande den Rücken kehren."

Aber der Irländer wehrte mit heftigerem Faustballen ab.

„Kommen Sie!" bat Gehrt von Neuem. „Wenn Sie mir noch das Recht zuerkennen, Ihnen Verzeihung zu bieten, wahrlich, hier haben Sie aus vollen Händen Vergeben und Vergessen. Aber nun richten Sie sich auf! Kommen Sie, Kelly, die Zeit drängt. Lassen Sie mich nicht allein ziehen." Er wollte ihm die Hand

reichen. „Werfen Sie Ihr Joch von sich, Kelly!“ drängte er in beschwörendem Tone. „Stehen Sie auf! Noch sind wir nicht zu alt, noch haben wir Hoffnung, Alles zu sühnen.“

Der Irländer klemmte die Zähne zusammen. Er schüttelte mit wilder Heftigkeit das Haupt.

In diesem Augenblicke ließ sich ein dumpfes Trampeln wie der Galopp heransprengender Reiter auf dem Campagnagrunde vernehmen. Es konnte eine Patrouille sein, welche dem ehemaligen Verbündeten der Fürstin Benedetta nachstellte. Es war keine Zeit zu verlieren.

Gehrt richtete sich empor. Noch einmal wollte er den in starrer Abwehr Verharrenden zu überreden suchen, aber eine wilde Geberde Kelly's wies ihn zurück.

Und nun kamen die dumpfen Hufschläge näher. Gehrt blickte nach den Sternen in die Höhe. Noch hatte er für die Richtung seiner Flucht keinerlei Anhalt. Wo war die Straße, die ihm Rettung verhieß? Als er noch suchte und sann, erkannte sein umherirrender Blick den Nordstern. Wie ein winkender Leuchtthurm grüßte er herab. Es war dem ziellos Flüchtigen, als sehe er in das lebendige Auge der fernen Heimath.

Und nun säumte er nicht länger. Mit einem letzten Lebewohl sich von dem am Boden Liegenden abwendend und ihn allen guten Mächten anempfehlend, eilte er gen Norden von dannen.

Fünftes Buch.

Siehst du, hörst du im Frühlingswind
Der Eiche Winterlaub schwirren zu Grab?
Was ist es? Die jungen Triebe sind
Erwacht und stoßen die alten ab.

Fr. Rückert.

Erstes Kapitel.

Seit jener stürmischen Christnacht, welche den Erben des Epheuhauses mit Schneewehen und Regenschauern aus den heimathlichen Grenzmarken hinauspeitschte, war nach und nach im Norden die Sonne wieder an's Regiment gekommen und die letzten Eisschollen hatten ihren Weg in die offene See gefunden.

Klar und lachend floß die Elbe an dem alten Bau vorüber; frisches Grün bedeckte die Ufer; die knorrigen Bachweiden am Schiffswerft trieben neue Zweige, die Linden an der Kirchhofsplanke rundeten ihre laubigen Kronen, die Roßkastanien hielten ihre weißbunten Blüthenkandelaber in's sonnige Blau empor, Hollunder, Flieder und Akazie durchdufteten mit ihren bunten Blumenbüscheln die wärmer werdenden Tage, die

laueren Nächte, und Blutfink, Lerche, Ammer und Amsel liehen ihre klingenden Kehlen der allgemeinen Frühlingsstimmung.

Auch der Epheuriese hatte seinen Winterschlummer beendet. Spät zwar, aber dennoch bis in die letzte Netzmasche seiner Ast- und Zweiggeflechte deutlich erkennbar, trieb der Saft aus der versteinerten Rinde von Neuem Blätter um Blätter zu Tage, und in das dunkle überjährige Laub mischte sich das glänzend helle Silbergrün der jungen Keime. Es war, als wolle er das lange Zögern durch um so rüstigere Thätigkeit vergüten.

Daneben konnte ihn freilich dies und das an dem alten Hause selbst zum Wetteifer spornen, denn von dem untersten Kellerfenster bis zu den hölzernen Pferdeköpfen hoch oben war hier gar Mancherlei in voller Umgestaltung begriffen. Wenn in den Fugen der Haustreppe ehemals Schierling, Portulak und Hühnerschwarm wurzelten, und wenn die unterste Stufe sonst schier zu einer Moosbank übergrünt schien, so sah man jetzt dem Unkraut überall die Wege gewiesen, und zwischen Stein und Stein füllte bindender Mörtel die klaffenden Lücken. Nicht minder war die Schwelle wieder gangbar geworden; auch die Fenster rechts und

links von der Hausthür hatten bis auf eines sich des grünen Blätter-Augenschirmes entledigt; ja selbst die so lange umsponnen gewesene Eichenthüre — nicht die Sirene, ihr hatte man nicht heraushelfen können — war ihrer Bestimmung zurückgegeben worden und zeigte in ihren vier Füllungen die sauber geschnitzte Schöpfungsgeschichte, eine Bräutigamsarbeit des alten Hansen.

Hier hatte der Tischler morsche Fenstersimse geflickt und der Maler sie neu übertüncht. Dort waren alte Bibelsprüche und Reimereien von der Ueberkalkung befreit und durch weiße Farbe von dem rothen Ziegelgemäuer leserlich abgehoben worden. Die irisschillernden Scheiben, und die Bleirahmen, in denen sie klirrten, hatten wasserklaren Gläsern und Rahmen aus gutem Föhrenholze Platz gemacht, und statt der verwitterten Bohnenstangen zum Wäschetrocknen sah man vor mehr als einem Fenster schon buntgemalte Blumenborte voller wohlgepflegter Topfgewächse.

So hatte sich denn, obschon das Giebelstübchen noch unverändert geblieben war, gar manche Runzel aus dem Gesicht des alten Hauses verzogen, und wer die zwitschernden Schwalben um den First streichen sah und den Storch neben dem Schornstein klappern hörte, der konnte sich sagen, daß hier seit Monaten

in der That mehr geschmolzen und im Frühlingslichte verdampft sein müsse, als blos der Winterschnee der stürmischen Christnacht.

Dennoch war jene Nacht nicht danach angethan gewesen, um mit ihren Folgen schon beim bloßen Hauche des Thauwindes vergessen zu werden. Gleich am ersten Weihnachtstage hatte das Glückstädter Gericht einen Morgenbesuch in dem Epheuhause abgestattet. Die blutige Axt war auf der Treppe gefunden und mitgenommen worden. Man hatte die durch sie geschlagene Wunde gemessen und auf zwei Seiten eines mächtigen Papierbogens mit mikroskopischer Genauigkeit beschrieben. Dann war die alte Gesa verhört worden, Annamarie hatte Rede stehen müssen, und wieder war ein Schreiber drei Stunden lang im Schlafzimmer des alten Bildschnitzers mit dem Niederkritzeln des ermittelten Sachverhaltes beschäftigt gewesen.

Wenige Tage darauf hatte man das Haus in allen seinen Räumen im Auftrage der Rekrutirungsbehörde, — oder nach andern Berichten, der Polizeibehörde — durchsucht, denn böse Zungen wollten wissen, der Erbe des Hansen'schen Nachlasses halte es mit den Dänen.

Jeder Winkel war durchstöbert, und selbst das Giebelstübchen, ohne daß die Siegel geschont wurden

und ohne daß Annamarie davon wußte, war betreten worden. Auch hatte sie und Gesa neue Ausforschungen zu bestehen gehabt, und einmal war sogar die handfeste Frau des Korbmachers, — ohne übrigens weiter als auf das pferdehaarene Sopha zu gelangen — unter dem Vorwande verwandtschaftlichen Entsetzens dabei gewesen.

Zuletzt hatte sich der alte Kieler Anwalt in's Mittel gelegt. Die gerichtlichen und militairischen Heimsuchungen im Epheuhause waren, Dank seinen Einwendungen, aufgegeben worden, und als er auch der handfesten Schwägerin des flüchtig gewordenen Erben das Wiederbetreten des Hauses untersagte, hatte Clas Hansens Gattin, plötzlich wieder ganz sie selbst, mit der Versicherung Abschied genommen, noch sei nicht aller Tage Abend, und wo es stinke, da sei man früher oder später immer noch irgend welchem Unrath auf die Spur gekommen.

Nun läutete aber draußen wieder Tag für Tag die Glocke der Kriegsereignisse und zog die Aufmerksamkeit der Behörden von dem einsamen Strandhause ab. Die Werbetrommel übertönte von Neuem die mäkelnden Zungen. Es gab blutigere Berichte als diejenigen, welche die Sage über das alte Strandhaus in Umlauf gebracht hatte. Man fragte wieder allge-

meinen Dingen nach und ließ es fast unbeachtet vorübergehen, als der alte Anwalt an einem der ersten warmen Tage mit einem Kieler Baumeister, um jene jetzt im besten Gange begriffene Verjüngung des alten Baues zu berathen, vor dem Giebelhause Posto faßte und mittelst seiner Schildpattbrille allen Schäden und Baufälligkeiten folgte, welche sein sachkundiger Begleiter dem Backstein-Veteranen in's wettergebräunte Gesicht sagte.

Annamarie war, seit der Verwandlungsprozeß um sie her begonnen hatte, mit hoch aufgezogenen Brauen bald am Fenster, bald vor dem Hause selbst eine staunende Zuschauerin gewesen. Ueberall, wo das Brecheisen unbarmherzig das Alte aus den Fugen riß, klapperte sie mit ihren schweren Holzpantoffeln hinterdrein, oder stand, den Strickstrumpf in der Hand, mit offnem Munde in einiger Entfernung, und schien nicht fassen zu können, wie das Alles werden solle und was die Pflegemutter dazu gesagt haben würde.

Als man die wurmstichigen Dielen aufriß und die Rattennester ausräucherte, graute ihr zwar bei der ungeahnten Menge dieser langgeschwänzten Miethsgenossen, aber wo alle nun ein neues Unterkommen finden sollten, das gab ihr doch beinahe zu denken

und sie traute der Pflegemutter zu, daß selbst Ratten durch sie nicht ohne Weiteres aus ihren gewohnten Lebensgeleisen geworfen worden wären.

Erst als der frische Farbengeruch das Haus füllte, als die Thüre mit der Schöpfungsgeschichte und die Fenster daneben sich aufthaten, als der hereindringende Frühlingswind die Bettquaste des alten Holzschnitzers schaukelte, und aller Moder und alle Dumpfheit selbst die tiefgelegenen Quartiere zu räumen begannen, erst da rühmte sie unter dem zustimmenden Schmunzeln und Zwinkern des Anwalts, wie sich's plötzlich da unten ganz anders athme, und meinte wohl gar, wenn die Pflegemutter sich das hätte trämen lassen, wer weiß, was die selber gethan haben würde, ja, wer könne sagen, — die Luft habe ihr ja doch am meisten gefehlt — ob's da nicht noch ein paar Jahre länger mit der alten Frau gedauert hätte.

So folgte sie dem Schaffen und Treiben der Anfangs scheu Angestaunten von Treppe zu Treppe, immer zweckmäßiger findend, was sie thaten, immer mehr sich mit dem neuen Geiste befreundend, dem jene rauhen Handtirungen die Stätte bereiteten, selbst immer heller werdend in Auge und Herz, wie sich's rings in allen Winkeln um sie her lichtete und klärte.

Als jedoch die Werkthätigkeit auch die letzte Treppe ersteigen wollte, welche seit der Christnacht, wie Annamarie meinte, kein Fuß betreten hatte, da schien ihr des Guten denn doch auch zu viel geschehen zu können. Sie holte zur Abwehr die alte Gesa herbei, die wegen ihres quertretenden Ganges bei der Glückstädter Straßenjugend nicht mehr anders als Mutter Fördwaß hieß, und setzte mit deren Hülfe glücklich durch, daß wenigstens hier jedes Aendern und Neuern auf spätere Zeiten verschoben werde.

Aber die Alte war nicht umsonst an das geheimnißvolle Giebelstübchen erinnert worden. Hatte bis dahin ihre eigene Treppenscheu und nicht minder diejenige des wohlbeleibten Anwalts es vor abermaligen Besuchen bewahrt, ja es fast in Vergessenheit kommen lassen, so löste sich jetzt, seitdem der Lärm des Handwerks verstummte, die Zunge der Alten zu unendlichen Vermuthungen über die vielverheißende Kammer, und es verging kein Tag, ohne daß sie durch allerlei Geschichten und Ammenmärchen die Neugierde ihrer scheuen Hausgenossin wieder in diese Richtung zu lenken suchte.

Zuletzt beschwatzte sie Annamarie wirklich, wenigstens einmal das Thürschloß zu untersuchen, damit

man doch nicht am Ende für Schätze einstehen müsse, die Keiner verschlossen und verwahrt habe.

Und nun fand sich's denn freilich, daß ihre Vorsicht nicht unstatthaft gewesen war. Die Thür schien in der That nicht verschlossen, ja nicht einmal fest eingeklinkt; die Siegel aber klafften aller Orten in weiten Bruchtheilen auseinander.

Gesa betrachtete diesen Sachverhalt als ein Zeichen, daß die Kammer betreten werden dürfe. Sie knüpfte an alles Spukartige an, was sie jemals über diesen wunderlich abgegrenzten Raum in ihrer geisterwitternden Weise gefabelt hatte. Sie wußte von einer Menge Schätzen zu erzählen, die sich einmal und nie wieder gezeigt hätten, weil das eine Mal ungenützt vorübergegangen sei. Und als Annamarie dennoch die Kammer nach dem Willen der Mutter nicht öffnen zu dürfen behauptete, benutzte die Alte eine unbewachte Minute, um das Auge wenigstens an's Schlüsselloch zu drücken.

„Da haben wir's!" jubelte sie dann plötzlich, und winkte die unwillig sie Zurückrufende herbei; „ein Hochzeitsbette! Gott verzeih mir die Sünde — ein fix und fertiges Hochzeitsbette! Komm, Annamarie, komm geschwinde! Je früher die Jungfer ihr künftiges Lager

mit Augen schaut, um so mehr Klöterbüchsen werden dereinst im Hause verbraucht. Komm, Weißzahn, komm. Hier brauchst nicht Maulaffen feil zu haben, Ei über das Herrgottsknöchelchen! Zuerst ein Freier, der richtig in der Geisterstunde anklopft, dann ein Dieb im Sterbehause, und zu guterletzt noch gar das Hochzeitsbette selber. Herr Jekers, Herr Jekers, Kind, so viele Glücksspinnen wie bei Dir hab' ich altes Weib noch nimmer laufen sehen."

Annamarie, welche sich scheu in der Ferne gehalten hatte, zog die Augbrauen in die Höhe, aber Mutter Fördwaß ließ sich nicht irre machen. „Na na," schnurrte sie weiter, „brauchst nicht gleich wieder ein grantig Gesicht aufzustecken. Sagt' ich's nicht schon am ersten Abend: wo Frösche sind, da sind auch Störche, sagt' ich. Und jetzt ist's richtig, jetzt wird er schon wieder kommen. Meinst nicht? Wischiwaschi! Lehr mich die Mannsleute kennen, Du Drei-Käshoch. Ein Frauenhaar, sag' ich, zieht mehr als ein Glockenseil. Sollst schon sehen! Na, und um die Lappen und Lumpen, die eine Andre vielleicht mehr zubrächte, brauchst auch nicht zu klamüseln. Da heißt's bei gar Mancher: vorn fix, hinten nix, oder: heute in Putz, morgen in Schmutz. Er wird wohl das Sprüchel

gehört haben: Nährt den Ehemann das Weib, da hält sie ihn zum Zeitvertreib." Und sie rieb sich die Hände. — „Nä, Kind," schnitt sie Annamarien dann von Neuem das Wort ab, „wie sie spann, so hat sie an. Damit kommt ein Freier am weitesten. Na, und zu jung bist auch nicht mehr, i behüte! da mach' Dir nur keine Grappen. Frühe Hochzeit, lange Liebe! Je älter, je kälter! Dreitägiger Fisch paßt auf keinen Tisch!"

Während die Alte mit solchem Geschwätz, ohne sich unterbrechen zu lassen, bald die Röthe aus Annamarie's Wangen wegzuschwadroniren suchte, bald deren Einreden abfertigte, hatte sie unbemerkt die Thüre aufgedrückt und wollte nun das Stübchen betreten. Weiter jedoch ließ Annamarie sie nicht kommen. Ehe Gesa noch über die Schwelle hinken konnte, sah sie sich durch die Möve mit Gewalt am Kleide zurückgezogen.

„Mutter Gesa," sagte Annamarie fast lebhaft, „sie macht mich noch ernstlich böse!" und zugleich drängte sie die mit Ellbogen und Hand widerstrebende Alte halb bittend halb schmälend die Treppe hinab.

Aber während dieses eifrigen Geschäftes verirrten sich unversehens ihre eigenen Augen in der Richtung des blumengeschmückten Hochzeitsbettes, und nun wollte

ihr selbst der Athem vergehen. Sie suchte ihre Verwirrung durch Reden zu verbergen. „Ich weiß gar nicht, Mutter Gesa," sagte sie und gerieth durch das Bemänteln nur noch mehr aus der Fassung, „ich weiß gar nicht, und wenn ich lügen sollte, was sie Alles sieht und bemerkt."

„Wirst schon noch dahinter kommen," brummte die Alte zwischen böser und guter Laune; „hab' nur wieder zu viel Wesens gemacht. Nicht wahr? Na, ein anderes Mal sag wie Du's haben willst. Wenn alte Weiber tanzen, so machen sie viel Gestäub."

Und um Annamarie völlig zu beruhigen, hinkte sie an dem Treppenstricke hinab. Die Zurückbleibende stand noch einige Zeit rathlos da. Dann ging sie in ihr Zimmer hinab, suchte Hammer und Nägel zusammen, begab sich nochmals treppauf und drückte, oben angelangt, mit abgewandten Augen die Thüre des Oberstübchens zu. Bald darauf war es so fest vernagelt, als solle es nimmer wieder zu öffnen sein.

Endlich ging sie mit hochaufgezogenen Brauen in's Erdgeschoß hinab, schloß sich dort in dem Schlafzimmer des alten Bildschnitzers ein und kam erst spät nach dem Abendläuten zum Vorschein.

Seit diesem Tage meinte Annamarie in ihrem

Sinne — und der Kopf brannte ihr, so oft sie daran dachte — nun wisse man freilich, wie's über kurz oder lang werden solle, nun sei kein Zweifel mehr möglich. Was der Anwalt durch allerhand absonderliche Winke angedeutet, was ihr die alte Gesa Tag und Nacht vorgeredet hatte, — jetzt, meinte Annamarie, sehe man freilich wohl, daß Alles längst eine abgekartete Sache gewesen sei. Das Haus habe nicht umsonst ein hochzeitlich Kleid angezogen.

Sie spekulirte weiter. Die alte Gesa hatte gesagt, sobald der Krieg aus sei, werde der Freier plötzlich wieder einsprechen. Aber es hieß ja schon vor zwei Monaten, die Dänen hätten keine Kugeln mehr. Wie lange konnte der Krieg noch dauern? Von einem Tage zum andern war zu befürchten, daß der ihr Zugedachte kommen und sie mir nichts dir nichts zur Kirche holen werde — Alles, wie's die Pflegemutter vorausgesagt hatte. Selbst die Untersuchung wegen des Einbruchs in der Weihnacht schien ihr jetzt kein Schutz mehr gegen seine Rückkehr. Gesa hatte schon früher gesagt, ja wenn's einem Reichen so an's Leben gegangen wäre, dann könnt's mit dem Fragen und Schreiben vielleicht ernst gemeint sein. Aber an der Armuth dürfe sich Jeder die Stifeln abwischen. Um so etwas laufe man

nicht außer Landes. Dazu war der Anwalt selbst längst mit der Antwort bei der Hand gewesen, in solch einsamer Wohnung könne man mit nächtlichem Gesindel nicht langen Prozeß machen. Gehrt habe sich zwar freiwillig zum Dienste stellen sollen, aber das gehöre auf ein anderes Blatt, und die beiden Weiber möchten nur Gott danken, daß er eben bei der Hand gewesen sei, sonst hätt's ihnen, wer weiß, selber an's Leben gehen können.

Annamarie, deren Furchtlosigkeit schon längst nicht mehr gegen die täglichen Gespenster-, Ahnungs- und Beschwörungs-Geschichten Stand gehalten hatte, fand denn auch nicht viel Gescheidtes dagegen einzuwenden, und die Herren Schreiber mochten, wie sie annehmen durfte, ebenso wie der Doctor denken. Höchstens blieben etwa noch die Drohungen der handfesten Korbmacherin. Sie hatte manches Mal gesagt, der Steinklopfer aus England solle nur wiederzukommen wagen. Wenn er nicht gutwillig klein beigebe, so werd's ihm noch einmal leid sein. Aber auch hierauf hatte der Anwalt kein Gewicht gelegt. Die Wittwe sei Herrin über das volle Besitzthum gewesen, sagte er, und Keiner könne ihr's verargen, wenn sie nach eignem Gutdünken damit schaltete.

So konnte man denn Alles bei den Fingern zusammen zählen, schloß Annamarie ihre einsamen Grübeleien mit manchem Seufzer. Aber die Mutter freilich hatte es ja nicht anders gewollt — und „jenun!" tröstete sie sich mit dem Trostsprüchlein der Verstorbenen, „zu etwas wird's ja wohl nutz sein."

Und damit traf sie wahrscheinlich auch die Meinung Derer, welche aus allerhand Muthmaßungen die Gewißheit herausgebracht hatten, daß es so und nicht anders kommen werde. Unter ihnen eben die alte Gesa, deren Gründe dieser und ihrem Glückstädter Anhange so unumstößlich dünkten, wie die Wetterprophezeihungen des ewigen Kalenders; unter ihnen auch der Anwalt selbst, welcher nach den geheimnißvollen Andeutungen der Wittwe Hansen diesen Gegenstand als längst zwischen Mutter und Sohn abgeredet betrachtete, und welcher dann durch Gehrts vieldeutigen Verlobungsbrief sich noch tiefer in seinen Irrthum verstrickte.

In demselben Grade also, wie dem Erben des Epheuhauses die gutmüthig kurzsichtige Grille seiner Mutter unter Gefühlsregungen mannigfachster Art nahezu aus dem Gedächtnisse schwand, war die daheim gebliebene Nächstbetheiligte immer unzweifelhafter in den Brautstand hinübergerückt.

Inzwischen aber hatte nicht nur der Winter dem Frühling, auch der Frühling hatte dem Sommer allmälig Platz gemacht, und das wieder wohnliche Haus mit seinen spiegelblanken Scheiben, seinen nickenden Gartenblumen, seinem üppig wuchernden Epheu, seinen zwitschernden Schwalben, seinem klappernden Storche, lag so urbehaglich im goldenen Sonnenscheine da, als brüte es über einem ganzen Neste voll fröhlicher Zukunftstage. Wer es vom Flusse aus liegen sah, der schaute zweimal, wenn nicht öfter, hin, ehe er genug hatte, und es gab Wenige, welche ohne den Gedanken vorübergingen, segelten, ritten oder fuhren, es sei doch schade, daß kein Schenkenzeichen dort zur Einkehr und Wanderrast einlade.

Aber wer nun gar von den Fischern und Lootsen am Ufer zu hören bekam, die bedächtige Blonde mit dem Strickstrumpfe dort an der Hecke sei die Jungfer Braut, und vor Herbst noch, heiße es, solle Hochzeit sein, der mochte sich im Stillen eingestehen, daß die Erde doch noch immer trauliche Wohnsitze und der Baum des Lebens trotz Krieg und schweren Zeiten noch vergnügliche Früchte und labende Schatten biete.

Zweites Kapitel.

Empfindungen ganz anderer Art klangen durch die Seele des einsamen Passagiers, welchen ein wortkarger Brunshausener Schiffer an einem der ersten Juli-Abende kurz vor Sonnenuntergang dem Epheuhause gegenüber an's Land brachte und dann mit der Ruderstange auf den Richtpfad oberhalb der Schiffswerfte verwies.

Der Ausgeschiffte dankte mit einem zerstreuten Kopfnicken für den stummen Rath, säumte aber, während der Nachen wieder unter Segel ging, noch eine gute Weile, wie um sich zu sammeln, am hochsandigen Ufer.

Er hatte schon vom Wasser aus das Elternhaus gewahrt, und trotz der heiter winkenden Miene des

ehemals so düsteren Baues war mancher schwere Athemzug der Brust des Heimkehrenden entstiegen.

Dennoch hatte der zungenträge Schiffer ihm nicht einmal von der blonden Braut gesprochen, und das erste Wiederbetreten der heimathlichen Scholle war wenigstens nach dieser Richtung hin von beklemmenden Vorgefühlen frei. Um so lauter klangen ihm andere Stimmen. Er hatte diese Gegend seit seiner Kindheit nicht im grünen Laub- und Wiesenschmucke gesehen. Eis und Sturm waren bei seinem letzten kurzen Winterbesuche entstellend zwischen sie und das Bild getreten, das er von ihr in der Erinnerung trug. Jetzt glich sie ganz wieder dem Spielplatz seiner frühesten Kindheit.

Aber die Freude an diesem Wiederfinden hatte einen herben Beigeschmack. Es war ihm, als dürfe er nicht die Hand danach ausstrecken, als habe er sich längst von diesem Allem losgesagt. Und doch begann sich der Zusammenhang, wenigstens mit den Aeußerlichkeiten seiner Geburtsstätte, auch unter dem Drucke dieses Gefühls schon wieder lose zu knüpfen. Was aus dieser Scholle ihm emporgewachsen war, drängte sich mit der Gewalt der Unmittelbarkeit vor seinem Geiste zusammen. Zum ersten Male ging ein be-

wußter Schauer wie Liebe zu diesem Stückchen Erde durch sein Gemüth, zum ersten Male ein ahnendes Verständniß für all die opferfähigen Empfindungen, welche jenem unfreiwilligen Bande zwischen dem Menschen und seiner Geburtsstätte gelten. Er meinte zu fassen, was das Wort Heimweh bedeute.

Aber unter welcher Wolke voll düsterer Verhängnisse war er diesem Lande entflohen ... Mit welch tagscheuem Wanderbuche kam er zu ihm zurück!

Seine Stirn verdunkelte sich. Zagen Schrittes betrat er den Richtpfad, den ihm der Schiffer bezeichnet hatte. Hier standen noch die Uferweiden, die ihn damals mit blutbespritzter Hand vorübereilen sahen. Hier rauschte noch der nämliche Fluß.

War jener Unselige dem mörderischen Schlage wirklich erlegen? — Und wenn dem so war, hatte die lange Abwesenheit des Todtschlägers die ihn bedrohenden Folgen nur gestundet? Schwebte das Schwert der Vergeltung noch über seinem Haupte?

Er warf sich vor, die Möglichkeit der Gewißheit bis heute geflissentlich von sich gewiesen zu haben. Aber freilich, es war nicht allein die Scheu vor der Bestätigung dieser Besorgnisse gewesen, was ihn so lange jeden Zusammenhang mit dem Epheuhause und

dem Anwalt meiden ließ. Scham auch über die nächste Veranlassung jenes Todtschlages, Scham über seine Fahnenflüchtigkeit hatte ihn im Stillen verfolgt. Wenn er bis zu diesem Tage von Keinem Nachricht forderte, von Niemandem Kunde haben wollte, so geschah es, weil er sein Gewissen auch nach dieser Seite hin beschwert wußte.

Während er, in solche Gedanken vertieft, achtlos durch das duftende Heu der Wiesen dahinschritt, trat die dem Westen zusinkende Sonne noch einmal aus dem goldenen Gewölke des Abendhimmels hervor und übergoß mit fließendem Purpur die ganze friedenathmende Landschaft. Alle Gräser flammten, alle Bäume und Gesträuche, alle Brücken, Zäune und Wegweiser, und in ihrer Mitte blitzten die hundert kleinen Scheiben des Epheuhauses wie ebenso viele Freudenfeuer des Willkommens. Aufgestört aus seinen nächtigen Grübeleien und geblendet von der Pracht und Schönheit des Bildes stand der einsame Wanderer stille. Neben ihm im Grase zirpten Heuhüpfer, denen die Wiesenschnarre antwortete. In das Storchgeklapper, in das Jubiliren der Lerchen mischte sich das Abendläuten des jenseits der Wiesen herübergrüßenden Kirchthurmes.

Die ganze Luft war voller Kindererinnerungen. Das Alles hatte einst allsommerlich um ihn geklungen. Das Alles hatte er geliebt, wie oder weil es die Mutter liebte, und hatte es vergessen, wie er die Mutter vergaß. Ja hier war das kleine bescheidene, heimathliche Fleckchen, das doch nicht verleugnet sein wollte, das die Weiden hergegeben hatte, aus denen man seine Wiege flocht, wie die Eiche, aus welcher der Mutter Sarg gezimmert wurde. Das Alles war das Nämliche, für dessen Wahrung so manches junge Leben sein Herzblut vergossen hatte ... das war das Vaterland.

Er krampfte die Hände zusammen. Selbstquälerische Gedanken wollten ihn noch einmal mit Vorwürfen überschütten.

Aber nein. Diese eine Schuld wenigstens ließ sich tilgen. Und daß er sie tilge und sühne, war ja schon, als er zuerst den Blick wieder gen Norden richtete, sein fester Entschluß gewesen. Noch war kein Friede geschlossen. Noch konnte wenigstens der Vorwurf versäumter Ehrenpflicht abgeschüttelt werden.

Durchdrungen von dem erneuten Vorsatz, sobald als immer möglich sich der Armee zu gesellen, athmete er leichter. Es war ihm, als ob Alles ringsum in

verständlicheren Lauten zu ihm rede. Mit ruhigerem Schritte setzte er seinen Weg fort.

Noch hatte ihn Niemand beachtet, noch konnte er, ungestört der eigenen Stimmung hingegeben, den Augenblick hinausschieben, der ihn zum Redestehen und Antwortgeben nöthigen würde, noch lag für fremde Augen der Schleier des Geheimnisses über Allem, was jenseits der Alpen ihm nahe getreten war und seinem Herzen in jähem Wechsel Gluth und Kälte, Wonne und Grauen, Seligkeit und Verzweiflung bereitet hatte. Ja, Verzweiflung.

Von dem Hause, das im Schmucke der frischen Uebertünchung wie zu einem Feste geputzt erschien, von dem glänzenden Hainbuchenzaune, der den Vorgarten wie eine lebendige Mauer einhegte, mußte er das Auge auf sein eigenes Aeußere zurückwenden, wie er, — erst jetzt erschien ihm seine Vernachlässigung als solche — im grauen Reisekittel, im breiten, braungesengten Strohhut, im langen wilden Barte heimkehrte — der verlorene Sohn der heiligen Schrift.

In diesem Augenblicke hörte er eine weibliche Stimme im Hause. Sie rief, in der gedehnten Weise des nordischen Plattdeutsch und ohne sich eben übertrieben anzustrengen, den Namen der alten Gesa, und

gleich darauf, — er wollte gerade aus dem schützenden Gebüsch des Wiesenpfades nach dem Hause hinüberbiegen — klapperte Annamarie selber im bedächtigen Schritt auf ihren Holzpantoffeln die Haustreppe herab und stellte sich händeklatschend mitten auf den Fahrweg.

„Mutter Gesa!" rief sie mit langgezogenem Tone von Neuem durch die hohle Hand, und wieder und noch einmal, aber immer ohne sich zu ereifern: „heda, Mutter Gesa! Wo steckt sie denn heute, Mutter Fördwaß!" Endlich stemmte sie die Arme auf die Hüften und brummte im altklugen Tone eines Hausmütterchens — immer Plattdeutsch — vor sich hin: „Jetzt zähl' ich noch bis hundert, und nicht länger; 's ist weiß Gott bei jedem Abendbrod dieselbe Nölerei! Na wart! Wenn sie den Milchtopf einmal leer findet, da geht sie das nächste Mal schon nicht wieder so weit auf Visiten."

Sie begann zu zählen, eins, zwei, drei indem sie ihre Augen immer längs der Landstraße in der Ferne suchen ließ.

Gehrt hatte die blonde Schwester auf den ersten Blick wieder erkannt. Nach dem Wohllaut südlicher Sprache, nach dem Zauber südlicher Haltung und Be-

wegung schien sie ihm reizloser, unbedeutender als je. Aber sie war ihm Bürgschaft, daß keine fremden Menschen drinnen hausten. Aufathmend trat er aus dem Gebüsch hervor.

„Guten Abend!“ rief er sie an, und das Mädchen, das eben ihren bäurisch derben Rock vorn zusammengefaßt hatte, um treppauf in's Haus zurückzukehren, wandte sich erschreckt um. Sie schien ihn nicht zu erkennen.

„Weißt nicht, wer ich bin?“ fragte er und streckte ihr die Hand entgegen.

Sie wurde flammenroth. Das war ja der Bräutigam. „Doch,“ stotterte sie und ließ den Rock los, „doch, ich kenn' ihn ja schon wieder!“

Die Thränen traten ihr in die Augen.

Aber Gehrt glaubte Anderes als nur die Wirkung des Ueberraschens in dieser ersten Begrüßung zu erkennen. Die Angst des Mädchens sprach ihm beredter aus als hundert Worte, unter welch gewaltthätiger Schreckensgestalt er in der Erinnerung dieses Hauses fortlebte. Ein Krampf durchzuckte sein Herz. Er konnte nicht reden.

„Es war bloß, weil ich ihn nicht gleich gesehen hatte!“ wollte Annamarie sich heraushelfen, aber sie

brachte die Worte vor Zittern kaum über ihre Lippen.

„Schon gut!“ sagte Gehrt fast hart und drückte den Hut wieder auf die Locken. Denn er schwankte einen Augenblick, ob er nicht, ohne mehr hören zu müssen, weiter ziehen solle.

Aber so leicht doch riß er sich nicht wieder los. Hier, wenn irgend wo, mußte der Himmel blau über ihm werden. Er hatte lange und oft genug in trotzi-ger Selbstüberhebung und falschem Stolze sich gegen die herbe Aufgabe gestemmt, verlorenes Vertrauen wieder zu verdienen. Hier endlich mußte sie einmal mit ernster Mühe gelöst werden.

Während er so niederzukämpfen suchte, was in ihm wühlte und wogte, hatte er, von Annamarie gefolgt, die Haustreppe betreten und stand nun auf der Schwelle. Aber drinnen dunkelte es schon und hundert trübe Er-innerungen wollten vor ihm auftauchen.

„Ich werde noch etwas draußen bleiben,“ sagte er, und sah sich nach einem Sitze im Bereiche des Vor-gartens um. „Wie heißt Du noch? Nur damit ich Dich rufen kann, wenn ich Deiner bedarf.“

Die eingeschüchterte Annamarie nannte kaum hör-bar ihren Namen.

„Gut," sagte Gehrt, „wir reden ein andermal weiter. Jetzt laß mich allein."

Er hatte unter einer im Vorgarten stehenden Linde, deren reiches Blätterdach sich wie ein alter Familienschirm über eine halbrunde Holzbank und einen als Tisch benutzten Mühlstein ausbreitete, den Lieblingssitz des Vaters erkannt. Dahin wendete er sich. Nie im Leben glaubte er die Härte und die Abgeschlossenheit Karsten Hansens besser verstanden zu haben.

Annamarie stand noch immer mit rathlos hoch aufgezogenen Brauen auf der Treppe. Als er sich endlich unter der Linde niedergelassen hatte, brachte sie mühsam ein gefügiges „Wohl!" über ihre Lippen und klapperte dann, so leise es gehen wollte, auf ihren Holzpantoffeln in's Haus.

Bis jetzt hatten Furcht, Bestürzung und Respekt sie in einer Art von Starrheit gehalten. Aber drinnen in der Küche kam es wie aus einer Wolke über sie. Mutter Gesa nirgends zu errufen, vielleicht wieder bis spät in die Nacht auf Streifzügen in der Stadt, und eben nun der Bräutigam auf einmal wirklich da, plitz platz, wie der Storch im März, ohne anzuklopfen und Meldung vorauf zu schicken.

Sie setzte sich mit tropfender Wimper auf den



am Heerde stehenden Haublock und starrte rathlos die Wände an, als ob die in Reih und Glied dort prangenden Töpfe, Quirle und Löffel ihr aus der Noth helfen sollten. In ihrer Angst ließ sie alle Männer, die sie je näher gesehen hatte, an ihrem Geiste vorüberziehen, den strengen Bildschnitzer selbst, den alten kropfichten Anwalt, den weidenschwanken Korbmacher, den breitmäuligen Korkschneider, den hustenden Pfarrer, der sie einsegnete, den stotternden Glückstädter Chirurgen, welcher der Mutter einmal zur Ader ließ.

Aber ihr wurde nur banger, je mehr solcher Gestalten sie aus ihrem Gedächtnisse herauf beschwor, und endlich brach sie bei dem Gedanken, daß überhaupt geheirathet werden müsse, in bitteres Weinen aus.

Erst nach einer guten Weile hatte sie sich hinreichend erleichtert, um sich zu erinnern, daß die Mutter auch ungebetenen Gästen etwas aufzutischen pflegte. Hungrig genug, meinte sie jetzt, habe er ohnehin ausgesehen, wie wenig er sich's auch habe merken lassen. Vielleicht gehe es ihm eben wie dem Anwalt, der sich immer stelle, als habe er eben erst einen Ochsen verspeist und doch hinterdrein von dem Pfannekuchen der Mutter nie etwas auf dem Teller ließ.

Bei diesem Lautwerden ihrer Hauspflichten trock-
nete sie, so gut es gehen wollte, die Augen und über-
legte, was der gewöhnlichen Abendkost wohl etwas
mehr schicklichen Festanstrich geben möchte? Das war
freilich eine Frage, bei der sie's gleich am ersten Abend
mit ihm versehen konnte. Vielleicht haßte er wie sein
Vater alles grüne Gemüse zum Schinken? Sie stand
schon im Begriff, nach dem Salatgarten zu gehen, als
sie vorsichtig nach dem Hühnerstalle umschwenkte und
sich für Eier entschied, das Reputirlichste, nach den
Worten der Mutter, was eine Hausfrau nur immer
auf den Tisch bringen konnte. Und bald darauf protzelte
es, lustiger als der Möve selbst zu Muthe war, auf
dem Feuer in der Eisenpfanne.

Gehrt hatte während dessen den herben Erinne-
rungen nachgehangen, welche eben an dieser Stelle
eine wie nie zuvor ihm faßliche Sprache redeten. Wie
oft hatte er als Kind den gefürchteten Vater hier
einsam sitzen sehen. Der ganze Stamm des Baumes
war mit flachgeschnitzten Entwürfen zu den größeren
Arbeiten des alten Meisters bedeckt, und nur den
Raum, wo sich die Schultern des Alten beim Sitzen
anzulehnen pflegten, hatte das schnitzende Messer ver-
schont. Jetzt rastete der Sohn an diese selbe Lehne

gestützt, und machte, wie ehemals der Alte, die ihm nahe Kommenden vor Angst und Schrecken beben. Eisig überlief es ihn. An dem, was er am meisten gefürchtet, schien kaum ein Zweifel mehr möglich.

Um nicht von Neuem in quälendes Brüten zu verfallen, stand er auf und trat einen Gang in den Hintergarten an. Hier war Alles, was er als Knabe noch klein und winzig gekannt hatte, üppig in die Höhe und Breite gewachsen. Das Gesträuch bildete ganze Waldungen, die Zweige ehemals sich fremd gegenüberstehender Bäume hatten sich ineinander verflochten, und Birnen, Aepfel und Pflaumen schienen sich an demselben Aste zu mengen. Burrosen, Klusternelken, Reseda und Zippelröschen wucherten dem Buchse zum Trotz, der den von ihm eingefaßten Beeten doch fast Luft und Licht zu nehmen schien und die Pfade so eng machte, daß nirgend mehr als Einer zum Gehen Raum fand.

Dieser Eine brauchte freilich auch für keine Begleitung Raum zu schaffen; er sagte sich's mit bitter schmerzlichem Lächeln. Dieser Eine war ein Verfehmter und Gemiedener.

In der Zwischenzeit hatte Annamarie, ehe sie das bereitete Mahl unter der Linde auftischte, sich, so rasch

es ihre bedächtige Art zuließ, nach den Kleiderregeln
er Mutter zurecht gestutzt. Eine große schwarze, weit
orbauschende Feiertagsschürze war statt der buntge=
treiften Hausschürze vorgebunden worden, und das
ochentägige, schwarz überzogene Pappkäppchen, das
ach Landessitte ihren Hinterkopf und ihr schönes Haar
ersteckte, hatte zu gleichem Zwecke dem glasperlenge=
tickten Sonntagskäppchen Platz gemacht. Auch trug
ie die blankgewichsten, aber mehr als einen Zoll zu
reiten Lederschuhe der Mutter, wie sie es zum Kirch=
gang zu thun pflegte. Ein strohgelbes, mit braunen
Bomben bedrucktes Kattunkleid, eng nach unten, in den
Aermeln aber ballonartig aufgepufft, — auch ein Ver=
mächtniß der Wittwe Hansen — vervollständigte den
Aufputz. In solchem Bauernstaate stand sie, roth vom
Kochfeuer und vom Weinen, womöglich noch minder
leidsam angethan als vorhin, als nun auch die Spei=
en aufgetragen waren, neben dem gedeckten Tische.

Aber ob auch Alles beschafft und in Ordnung
var, es fehlte ihr doch der Muth, den Bräutigam
erbeizuholen.

Endlich kam Gehrt ungerufen.

Als er die sorglichen Vorbereitungen und das sonn=
äglich umgekleidete Mädchen gewahrte, blieb er stehen.

Noch einmal begann er zu hoffen. Vielleicht war, was seiner Begrüßung begegnete, doch nur kindische Furcht gewesen. Fast gutmüthig lachte es ihm aus den scheuen Mienen der Möve entgegen. Die Wolke um seine Stirn wollte zerrinnen.

„Du hast Dir viele Mühe gemacht," sagte er im Tone freundlicher Anerkennung. „Nun, ich denke, es wird uns um so besser schmecken. Ist Gesa noch nicht zurück?"

Annamarie verneinte einsylbig wie zuvor. Gehrt trat an den Tisch. Außer der zugedeckten Speiseschüssel war nur ein Teller nebst Messer und Gabel zu entdecken. Gehrt sah sich nach Annamarie um. In diesem Augenblicke fiel ihm ein, wie er einmal als Kind die Bauern auf die Seite rücken sah, weil sich ein Nachrichter in der Schenke niederlassen wollte. Er zögerte. Er kämpfte mit dem unwillig stolzen Trotze, der seine Seele durchglühte. Endlich setzte er sich. Als Annamarie ihn bereit glaubte, hob sie den warmhaltenden Teller von der Schüssel, schüttete den Inhalt auf Gehrts Teller aus und streute — Zuckerstreuen war nach den Besuchsregeln der Wittwe Hansen die beste Höflichkeit — den Vorrath einer Messingbüchse darüber aus, bis kein

Schimmer eines Kuchens mehr zu sehen war. Dann wartete sie einen Augenblick, ob er das Tischgebet selbst hersagen, oder es von ihr verlangen werde, und da er, ohne Eins oder das Andere zu thun, sich zum Essen anzuschicken schien, ging sie mit einem fast unhörbaren „Gesegneten Appetit!" aus der Laube.

Draußen legte sie die Hände rathlos ineinander. Es wollte ihr doch nicht in den Kopf, daß nun wirklich der Anfang gemacht worden sei, daß es von nun an vielleicht Tag für Tag ähnlich hergehen werde. Langsam trat sie auf die Landstraße hinaus, um die noch immer ausbleibende Alte auf einem der von der Stadt herüberführenden Pfade zu entdecken. Dann lugte sie durch den Grünhag nach der Laube zurück, zweifelhaft, ob sie den Bräutigam nicht etwa um Urlaub bitten müsse, wenn sie der Alten entgegengehen wolle. Da sie aber während des Ueberlegens schon immer weiter aus seinem Gesichtskreis gekommen war, faßte sie sich ein Herz und ging ohne Erlaubniß noch eine Strecke vorwärts, wo sie denn nach manchem Rück- und Vorwärtsgucken zuletzt wirklich die humpelnde Gesa und ihr dampfendes Pfeifchen im blühenden Buchweizen auftauchen sah.

Gehrt hatte inzwischen die Speisen nicht berührt.

Schon als die Möve dem Grünhag entschlüpfte, war er von seinem Sitze aufgestanden. Es konnte ihm nicht entgehen, daß sie sich fortzustehlen suchte. Die eben mühsam niedergekämpften Gefühle überfielen ihn von Neuem, und diesmal mit so heftiger Gewalt, daß er sich wie ein Aussätziger vorkam. Er lachte bitter auf und griff nach seinem Hute. Dann stand er eine kurze Weile mit am Boden haftenden Blicken regungslos da. Aber nun wendete er sich langsamen Schrittes nach dem Hintergarten und von dort nach demjenigen Theile der Landstraße, welche auf den fernen Bahnhof zuführte.

„Hinaus in den Krieg!“ tönte es in ihm. „Fort, fort! Ich säte Schrecken, und ich ernte nur, was ich säte!“

Drittes Kapitel.

Während dessen hatte Mutter Gesa, schon gewohnt, ihre allabendlichen Verspätungeu durch allerlei Hiobsposten zu rechtfertigen, der ihr Entgegenkommenden von Weitem die Aengste eines alten Weibes vorgejammert, das zwei Enkel im Kriege habe. Justement wie einem abgehetzten Dragonergaul sei's ihr heute zu Muthe. Alle Naslang komme Einer und wolle gehört haben, Bonin und die ganze Sippe seien von den Dänen in's Moor gejagt worden. Da sitze man nun. Ob sie nicht seit Jahr und Tag gesagt habe, wer mit dem Teufel essen wolle, der müsse einen langen Löffel haben? Herr Gott du meine Güte! Je ärger der Schalk, je größer doch allemal das Glück. Es sei nun einmal so und nicht anders,

der meiste Dreck gehöre alleweg der faulsten Sau. Aber wer nicht hören wolle müsse fühlen. Jetzunder werde man wohl merken, was bei dem Stillliegen herauskomme.

Endlich gelang es der Möve, die mäkelnde Alte durch Zeichen und Winke zum Schweigen zu bringen. Aber die Nachricht, daß der Freier in der Laube sitze, wollte Jener nicht in den Kopf. Das wäre doch ein apartes Kunststück, lachte sie ungläubig, „der Wirth selber, der Bräutigam, Gehrt Hansen? J, ob die Möve sie wohl für'n Bauern haben wolle? Mit Mühe brachte Annamarie die Alte zum schweigenden Folgen. Endlich standen sie dicht vor der Hecke, und hier suchte Gesa nun durch die Zweig- und Blätterlücken nach der Lindenbank hinüber zu schielen. „Wo sitzt er denn, Goldkind?" schnurrte sie in gedämpftem Tone und bog mit ihrem Pfeifenstiele die Zweige auseinander.

„Scht!" zischelte Annamarie, sich dicht hinter Gesa haltend, „sie guckt ja zu weit links. Der mit dem vielen unnaschen Haar im Gesicht. Weiter rechts hat er gesessen, noch weiter rechts. Der mit dem Fuhrmannskittel. So, jetzt muß sie ihn ja doch sehen können."

„Fuhrmannskittel?“ wiederholte die Alte, in diesem
[g]emeinen Kleide auch nicht einmal mehr den Geist
[d]es vornehmen Freiers in der Laube witternd, und
[g]riff, um den verdächtigen Gast rascher auf's Korn
[n]ehmen zu können, mit der ganzen Hand in's Laub.
„Hältst am Ende wohl jeden Landstreicher für einen
Freier? Geh, 's wird ein ganz anderer Vogel sein.
Aha, ich seh da schon so Einen, just wie ein Gras-
hüpfer so grün. Na wart nur, dem wollen wir die
Wege weisen.“

„Scht!“ dämpfte Annamarie flüsternd und hielt
die dem Heckeneingange zuhumpelnde Alte am Arme
fest. „Sie meint wohl, er hat keine Ohren? Er
selbst und kein Anderer sitzt drinnen, mach' sie nur
keinen Schnickschnack. Eine geschlagene Stunde hat
sie mich mit ihm allein gelassen. Aber jetzt bitt ich's
mir aus, Mutter Fördwaß, daß sie gescheidt ist.“

Sie schob Gesa in den Hag hinein, und Beide
standen vor der leeren Lindenlaube. Einen Augenblick
verlängerte die moosgrüne Wetterseite des Baumes
noch die Täuschung der Alten. Als die Möve aber
beim Anblicke der unberührten Speisen mit hochauf-
gezogenen Brauen nach dem Verschwundenen zu suchen
begann, sah Mutter Gesa dem Mädchen mit vielbe-

deutsamem Ausdrucke nach. Ein Landstreicher freilich war's nicht gewesen. Der silberne Löffel lag ja unangerührt auf dem Tische. Aber ebensowenig hatte Gehrt selbst hier gesessen. Sie klopfte ihre Pfeife an der Bank aus und schob dann ihre Kneifbrille auf die Nase, denn eben meinte sie im Sande Spuren bedenklichster Art zu gewahren. „Alle guten Geister!" murmelte sie vor sich hin und schnupperte in der Luft. „Vater unser, der du bist im Himmel!" Und so rasch ihre alte Zunge das Gebet herzusagen vermochte, brummte sie es zwischen den Zähnen.

Als Annamarie von ihrer vergeblichen Umschau in den Ecken des Gartens zurückkam, stand die Alte noch im vollen Beschwörungseifer über die nämliche Stelle gebückt.

„Er wird hineingegangen sein," sagte Annamarie leise, indem sie nach der Hausthür blickte, „komm sie mit, Mutter Gesa, komm sie nur mit."

Die Alte beendigte ihr Geschäft, ehe sie sich stören ließ. Dann richtete sie sich langsam auf und wies mit der Pfeife auf den Boden. „Guck," brummte sie, „da hat er sein Petschaft hinterlassen. Will's Gott kam ich noch nicht zu spät."

„Nun reißt mir aber die Geduld!" rief Annamarie

nd hielt mit der altmütterlichsten Miene ihre Hände
or die Stirn, als wolle sie der Alten bedeuten, wie
ıan denn noch in ihren Jahren ein solches Brett
or'm Kopfe haben könne. „Er selbst war's, und
ein Anderer, und damit Punktum! Komm sie nun
ndlich mit und frage sie ihn auch nur gleich mit einem
Male, wo er schlafen will; das ist mir lieber wie ihre
ılten Camillen."

Aber die Alte war nicht so leicht von der Stelle fortgebracht. „Hat er vor dem Essen gebetet?" fragte sie. „Ich wett, er hat's bleiben lassen. Besinn Dich, hat er gebetet?"

„Komm sie nur erst mit," wandte Annamarie sich ab, wie in Sorge, an ihren eigenen Sinnen irre zu werden." Es vergißt wohl manch Einer vor Müdigkeit das Beten."

„Also ließ er's wirklich bleiben?"

Annamarie ging ohne zu antworten.

„Nun, nun," brummte die Alte ihr nach, „Du bläst ja heute in Einem fort auf der Großmannspfeife. Bitten ist lang, befehlen ist kurz. Aber ich komme ja schon." Und sie hinkte dem Mädchen mit mißtrauisch umherforschenden Blicken in's Haus nach. Drinnen jedoch, wo Annamarie vorhin frischen Sand gestreut

hatte, war nirgends eine andere Spur als ihre eigne zu entdecken. Der wunderliche Besucher war und blieb nicht aufzufinden, und als die beiden Suchenden wieder in's Freie traten, schüttelte das Mädchen selbst den Kopf. Eine Weile stand sie nachdenklich vor der leeren Bank. Ihr war wohl bange gewesen, als sie ihn plötzlich nahe gewußt hatte, aber nun er fort war, — Niemand wußte wohin — schien ihr's erst recht beklommen zu werden.

„Bist noch ein ungläubiger Thomas?" hustete die Alte und stemmte die Hände auf die Hüfte. „Wärst wohl im Stande und ließest ihn nochmals in's Haus, und wohl gar bei nachtschlafender Zeit. Hat er denn etwa einen Trauring mitgebracht? Ich denk, Deine Finger sind noch so splitternackt, wie sie auf die Welt kamen. Das müßte mir ein hübscher Freier sein. Käm von der Wanderschaft und steckt der Braut nichts an die Hand. Hm, hm!"

Und sie hinkte hustend und brummend dem Hause zu. Auf der untersten Treppenstufe blieb sie stehen und sah sich nach der Möve um, ob die denn heute gar keine Raison annehmen wolle.

Aber Annamarie that als habe sie nichts gehört, und Mutter Fördwaß humpelte langsam treppauf.

Als sie fort war, trat Annamarie aus dem Grün-ag heraus auf die Mitte des Fahrwegs. Dort rengte sie ihre Augen noch einmal an, um mit der)ülfe des letzten Abendscheins die drinnen erfolglos ewesene Rundschau zu wiederholen. Dazwischen blickte e von Zeit zu Zeit auf ihre Finger hinab, an denen reilich noch kaum ein anderer Ring, als etwa der)oppelring ihrer Scheere gesessen hatte. Sie schien, hne es zu wissen, den eigentlichen Ringfinger zu ıchen, und probirte dabei, während die Umblicke schon ässiger wurden, bald an diesem, bald an jenem die Slanzwirkung eines ihrer blonden Haarstränge, die n Abendschimmer fast gülden leuchteten. Zuletzt hlichtete sie die feinen seidenen Fäden wieder längs er Schläfe bis unter das perlengestickte Sonntags-äppchen und sah mit hochaufgezogenen Brauen auf ie saubere Schürze und die blanken Schuhe hinab. Endlich wendete sie sich langsamen Schrittes dem Vor-arten zu. Aber in's Haus ging sie nicht. Die Stimme der mit sich selbst redenden Gesa klang aus em Schlafzimmer des Bildschnitzers so unheimlich ıurmelnd heraus, als mahlten zwanzig Todtenwür-ıer auf einmal an dem alten Himmelbette Karsten)ansens. Sie suchte es zu überhören, aber es wollte

ihr nicht eher gelingen, bis sie sich auf die Lindenbank setzte, und, den Kopf in beide Hände stützend, sich die Ohren zuhielt.

Doch selbst der Gedanke an Gesa war ihr heute beinahe unerträglich, und mit Kopfschütteln und Seufzen über das, was ein Menschenkind doch Alles ertragen könne, zählte sie die vielen Monate zusammen, die sie nun schon in der Nähe der Alten ausgedauert habe.

„Das wenigstens hätte dann hoffentlich ein Ende," sagte sie vor sich hin; „ich bin so manches Jahr allein mit der Wirthschaft fertig geworden, ich werd', will's Gott, als Frau im Hause mir selbst helfen dürfen." Aber der Athem blieb ihr bei diesem Gedanken fast aus. Sie sah sich ängstlich um und setzte sich in ihrer bedächtigen Art kerzengerade zurecht,. wie sie allemal beim Abendbrod dem alten Karsten gegenüber gesessen hatte.

Die Dämmerung war inzwischen hereingebrochen. Drüben jenseit des Grünhags färbten sich die noch kurz zuvor goldgrünen Wiesen dunkler und dunkler. Die grauen dickköpfigen Weidenbäume am Werft schienen nach ihrer Zwielicht-Gewohnheit allerhand Menschengestalten anzunehmen. Alles wurde unbe-

stimmter, undeutlicher, willkürlicher. Selbst die einförmigen Heuberge bekamen ein belebtes Ansehen, und der hinter ihnen dahingleitende Strom spiegelte noch eben genug Himmelshelle ab, um den verschwimmenden Umrissen der am Ufer stehenden Zäune, Bäume und Büsche einen täuschenden Theil seiner eigenen Bewegung zu leihen. Dazu tauchten bald hier bald dort schwärmende Leuchtkäfer auf und neckten das Auge wie ebenso viele Irrlichter. Es war die Zeit, wo die Phantasie am freisten ihr Wesen treibt.

Die junge bäurische Braut in der Lindenlaube freilich brauchte mehr, um solches Treiben in sich zu verspüren. Es kamen ihr weder Träume, wie die Eindrücke dieses Tages sie mit buntfarbigem Finger wohl für ein bewußter entwickeltes Gemüth in das fließende Grau der Dämmerung gemalt hätten, noch begannen die Gedanken sich in ihrem Geiste lebendiger zu verbinden und die Zukunft mit rasch wechselnden Fragen zur Rede zu stellen. Aber dennoch war es auch ihr, als habe sie seit Langem nicht solch eigenthümliches Dunkelwerden gesehen, und allerlei Laute und späte Stimmchen, die ihr sonst nie aufgefallen waren, schienen ihr heute von ganz absonderlichem Klange.

Bei alledem that die Natur ringsum nichts Neues oder Ungewöhnliches, und selbst als ein leiser Regen auf das Blätterdach der Laube zu klopfen anfing, geschah nichts Anderes, als was niedrig streifende Schwalben und unruhig wühlende Maulwürfe den spät heimschwankenden Erntewagen längst vorausgesagt hatten.

Annamarie hörte nicht sobald das Tropfenfallen, als sie bedächtig aufstand, um durch den Grünhag auf den dunkelnden Fahrweg hinaus zu schauen. Die Wiesensteige nach der Straße, wußte sie, pflegten rasch ungangbar zu werden. Wenn's nur etwas braver regnen wollte, kam er vielleicht heute gar nicht wieder heim. Aber die Erde war zu durstig, nirgends wollten sich Lachen sammeln. Sie setzte sich wieder unter den schützenden Baum und trocknete seufzend die von Regenspritzen benetzte Stirn.

Eine Weile hatte sie in allerhand unklaren Gedanken dagesessen, als sich plötzlich jenseits der dunklen Hecke Schritte vernehmen ließen. Die Möve war erschrocken zusammengefahren. Was hatte sie noch gleich in der Laube suchen wollen? Er mochte sie ja längst im Hause und im Bette glauben. So rasch sie nur um den steinernen Tisch herumkommen konnte, tastete sie sich aus der Laube hinaus.

Aber noch war sie nicht ganz draußen, als das
Kuhhorn des vorüberstapfenden Nachtwächters ihr wie
er Lärm von tausend Trompeten in's Ohr gellte,
ınd sie fast betäubt in die Laube zurückscheuchte.

Das war doch unmöglich dasselbe Horn, das sie
o oft gehört hatte. Sie wickelte fröstelnd ihre Arme
n die Schürze, setzte sich auf die Bank und versank
on Neuem in Grübeleien.

Während dessen wurde es allmälig auch außerhalb
es Laubenschattens so dunkel, wie ein dicht umwölkter
Regenhimmel selbst in diesen hellnächtigen Breiten nur
emals eine Julinacht hatte werden lassen. Dabei
ühlte sich die Luft merklich ab, und selbst Annamarie,
ie noch eben zuvor ein Gewitter befürchtet hatte,
egann mehr und mehr den feuchten Nachtzug kalt zu
inden. Ob sie nicht doch lieber schlafen gehen sollte?
Wieder lauschte sie dem Tropfenfallen und dem Nie-
erriefeln und dem fernen Hundegebelle, welches das
eise Rauschen und Plätschern von Zeit zu Zeit unter-
rach. Er kam nicht. Nein, jetzt kam er nicht mehr
ıach Hause. Was der Nachtwächter eben drüben
inter dem Weidenkamp abrief, mußte schon die zehnte
Stunde sein. Die zehnte Stunde! Und sonst war
ie meist mit den Hühnern schlafen gegangen. Sie

richtete sich zum Gehen auf und säumte doch von Neuem.

In diesem Augenblicke klang wieder ein Geräusch in ihr Ohr und lähmte ihr nahezu die Glieder. Eines Pulsschlags Dauer versagte ihr der Athem. Aber der Bräutigam war es auch diesmal nicht. Nur der Storch hatte geklappert, sie hörte es deutlich. Sie wußte es schon im selben Augenblicke, wo sie nach dem stützenden Tische griff. Sie schämte sich und fühlte dennoch, daß sie nichts mehr wider ihre wunderlich verwandelte Natur vermöge.

Und verwandelt war sie in Wirklichkeit. Alles, was seit Langem, ihr selber kaum bewußt, den blinden Gehorsam der Tochter allmälig in jungfräuliche Scheu und unruhiges Abwehrenwollen umgestimmt hatte, Alles das lag wie ein beängstigendes Ahnen auf der Seele Annamarie's und begann ihrer jungen Phantasie die ersten schwachen Schwungfedern zu geben. Sie empfand es, wenn auch unklar: die Furcht zuerst, aber dann auch eine andere Regung, die sie nicht verstand, fetteten ihr Sinnen und Spinnen an ihn, den künftigen Herrn ihres Lebens, daß sie sich wie in einen Käficht eingefangen vorkam. Seine Stimme, seine Züge, seine Haltung, sein Gang, alle Einzelnheiten seiner Erschei-

erten, je länger sie in der nächtlich ver=
ungebung einsam harrte, desto deutlicher
klarer ihrem Gedächtnisse auf. Sein Blicken
war ihr so gegenwärtig, daß sie ein paar
er Hand über die Augen streifen mußte, um
n werden, was da in sie hinein zu starren
ihr fast den Athem versetzte.
unsägliche Sehnsucht nach der todten Pflegerin
hr Herz. Es war ihr, als habe sie's nim=
aus dem Grunde der Seele nach der Mutter
als habe sie die ganze Brust voll Thränen
se an ihnen ersticken.
nun endlich duldete sie's nicht länger in der
einsamen Laube. Mit schnellem Entschlusse
sie sich auf, trat tief aufathmend in's Freie
wo der Regen voll auf sie niederrieselte, und
sich dann den Heimweg in's Haus durch die
nden Büsche des Gartens.

Ende des dritten Bandes.